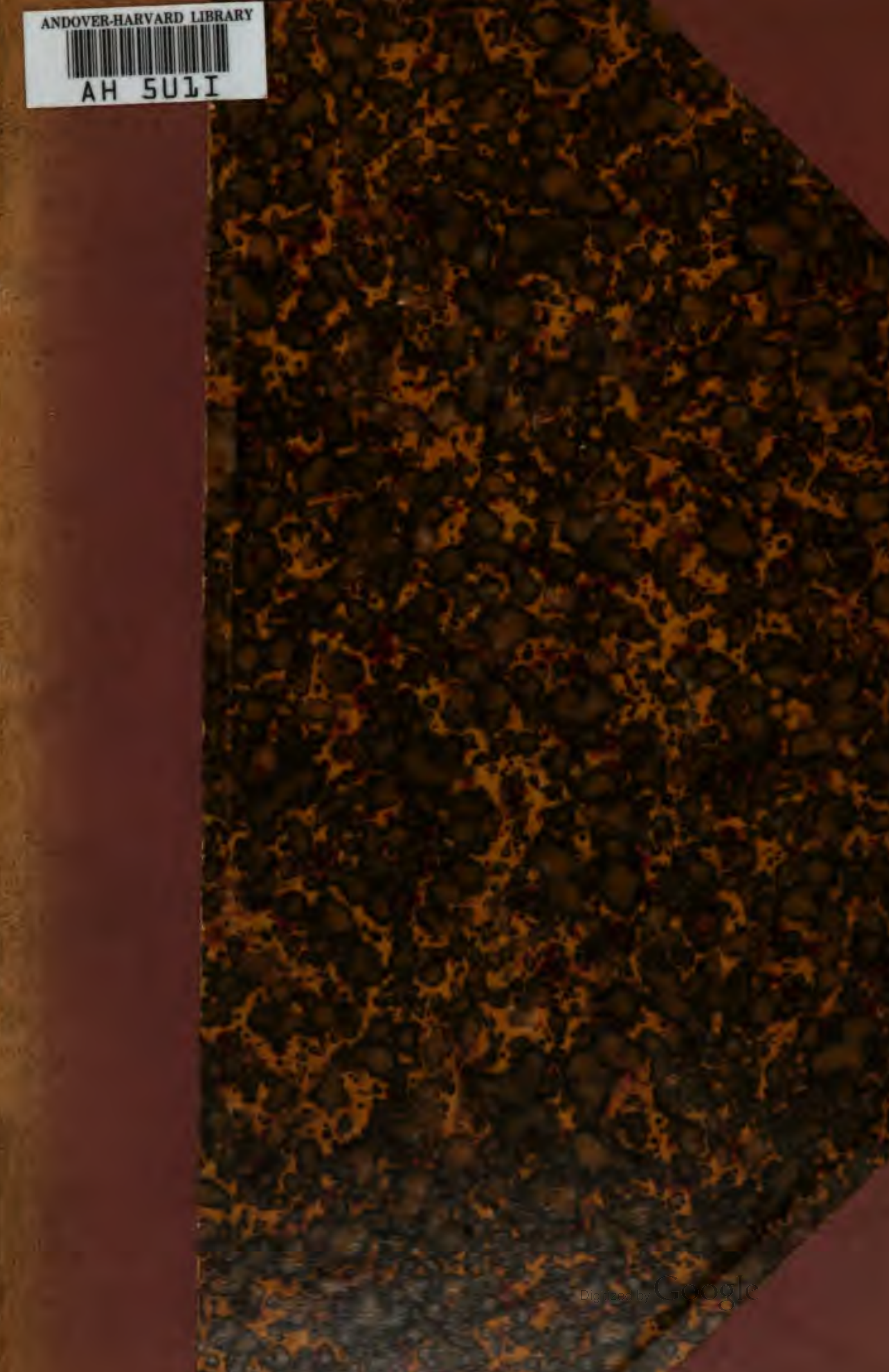



SIGILLVM ACADEMIAE HARVARDIANAE IN NOV ANG
CHRISTO ET ECCLESIAE
VE RI TAS

Zur Nachfolge Christi.

Zur Nachfolge Christi.

Eine Legendensammlung

von

Eduard von Bülow.

Zweite vermehrte Auflage.



Leipzig:
F. A. Brockhaus.
1859.

Inhalt.

Vorwort zur ersten Auflage.

Ich habe schon seit langer Zeit mit Vorliebe den Plan gehegt, eine Auswahl der schönsten Legenden der christlichen Kirche des Mittelalters herauszugeben, und zu dem Ende Jahre lang gesammelt, gewählt, geforscht, und vorgearbeitet, ohne doch den letzten Schritt von dem Gedanken zur Ausführung thun zu mögen.

Selbst nachdem ich die hier vorliegenden zwölf Legenden niedergeschrieben und wiederholt umgearbeitet hatte, konnte ich nicht zu dem Entschlusse kommen, ein- für allemal die Hand davon abzuziehen, so schwer zu befriedigen schienen mir alle die Ansprüche, die an eine derartige zeitgemäße Arbeit zu stellen seien.

Nicht bloß, daß es dem Autor dabei nicht gestattet ist, an dem Stoffe zu ändern oder hinzuzu-

dichten, darf er sich nicht einmal seiner poetischen Neigung in der Sprache hingeben, sondern muß immerdar dessen eingedenk bleiben, daß sein Stoff nur zur Hälfte der Poesie, zur Hälfte der Kirche angehört. Und dennoch macht man mit Recht den Anspruch geltend, aus einer also gelähmten Hand eine künstlerische Bildung des Materials hervorgehen zu sehen. Der Vortrag soll eben so wenig auf einen Augenblick die gläubigste Einfalt verleugnen, als ohne Unterlaß allen Redeschmuck verschmähen, darf eben so wenig einer etwanigen moralischen Nutzanwendung Raum verleihen, als philosophisch reflectiren und soll doch durchaus die Lücken ausfüllen, die die Traditiou in dem inneren Zusammenhange der Legende gelassen hat, soll das Wunderbare durch poetische Läuterung an das Natürliche anlehnen, und also mit vollkommener schriftstellerischer Selbstverleugnung den Styl in der Art gleichsam transparent gestalten, als der gemeine Mann diese Darstellung für ein einfaches Naturproduct hält und der höher Gebildete allenthalben eine bewußtvolle Kunstabsicht hindurchschimmern sieht.

In allen soweit vorhandenen Legendensammlungen, größeren und kleineren, in Versen oder Prosa, in Nord- oder Süddeutschland, zu poetischen oder

kirchlichen Zwecken geschriebenen, habe ich, wie ich aufrichtig gestehen muß, keine von diesen Bedingungen erfüllt gefunden, und ich bin natürlich weit von der Anmaßung entfernt, zu glauben, daß ein solches Ziel in der meinigen thatsächlich erreicht sei. Ich habe hier vielmehr nur andeuten wollen, wo hinaus mein Streben mit dieser Arbeit gegangen ist und empfehle die Ergebnisse meines Versuches, zu dessen Veröffentlichung ich mich nun endlich gedrungen fühle, der wohlwollenden Nachsicht des Publikums.

Daß meinem Buche ein wahrhaftes Bedürfniß unserer Literatur entgegen kommt, werden wenige Kenner oder Laien ableugnen, und es liegt ein so unerschöpflicher wundersamer Schatz von Tiefsinn und Schönheit in Gedanken und Gebilden der alten kirchlichen Sagengeschichte, daß die Poesie unmöglich unterlassen darf, dies ihr unschätzbares Eigenthum auszubeuten und zu befruchten. Die echte erhabene Poesie ist ja die Schwester der Religion und ein einträchtiges Zusammenhalten Beider wird jederzeit nur zu ihrem eignen Frommen, in der Erhebung und Läuterung ihrer Gläubigen gereichen.

Ich schmeichle mir, die Bearbeitung dieser Legenden in rein christlichem Sinne unternommen zu haben

und es dürfte mir wol auch aus der Wahl des Titels kein Vorwurf erwachsen, da diese Beispielsammlung von christlichen Thaten und Tugenden doch einigermaßen für ein thatsächliches Erbauungsbuch oder für eine Anleitung „zur Nachfolge Christi" gelten kann.

Ich habe so viel wie möglich aus den ältesten und besten Quellen den Stoff zu meinen Bearbeitungen geschöpft und übrigens zumeist den Legendensammlungen und Drucken aus dem sechzehnten Jahrhundert nacherzählt. Mitunter habe ich auch den heiligen Hieronymus selbst befragt, der — abgesehen von seinem hohen kirchlichen Berufe — schon als geschmackvoller und gediegener Erzähler hohe Achtung verdient. Einige meiner Stoffe, wie der heilige Gregor, Robert der Teufel und Genovefa, sind in älteren Zeiten durch geschickte Darstellungen zu Volksbüchern geworden, die ich zu meinen Vorbildern beibehalten habe, zu anderen, als dem heiligen Malchus und der ungetreuen Gottesbraut, haben mir alte ausländische Novellen die Form geboten und von diesen hatte ich bereits mehrere, anders behandelt, in mein „Novellenbuch" aufgenommen. Manche Legendenstoffe überkamen uns wieder in ziemlicher Formlosigkeit und fordern

den Bearbeiter auf, gewissermaßen erst das Beste hinzuzuthun. Manche sind unzählige male in allen Ländern bearbeitet, manche auch local in jedes Land übertragen, sowie z. B. die Legende von der ungetreuen Gottesbraut, die in Spanien vor sich geht, von den Franzosen, Contes dévots zufolge, nach Frankreich, von den Deutschen nach Baiern verlegt wurde, wo in einem Kloster im Walde bei Straubing zur Zeit noch ein Bild mit der Schilderung der Legende, deren Heldin dort Beatrix heißt, zu sehen sein soll. Gewisse Heiligengeschichten müssen auch im Mittelalter so beliebt gewesen sein, daß man sie immer wieder neuen Persönlichkeiten zuschrieb und auf diese Weise eine Menge ganz gleicher oder ähnlicher Legenden hervorrief, deren älteste Quelle sich nicht immer von den späteren Wiederholungen unterscheiden läßt. Verstümmlungen durch Druckfehler und dergleichen kommen ebenfalls nicht selten als Uebelstände vor und müssen meist auf sich beruhen bleiben. Nur eine namhafte Corruption des Textes glaube ich in der Legende von den heiligen drei Königen entdeckt zu haben. Es wird nämlich in den meisten alten Sammlungen der indische Berg, auf dem die Weisen zuerst nach dem Sterne anschauen, Faus genannt und ich

habe mir viele unnütze Mühe gegeben, zu erforschen, ob ein bestimmter Berg Asiens darunter verstanden sein könne. Ich kam der Sache natürlich nicht im Mindesten auf die Spur, und hatte es schon aufgegeben, einen Sinn in den Gegenstand zu bringen, als mich das Beispiel eines einzigen alten Druckes, der den Berg Fons nennt, auf den Gedanken brachte, in diesen ohne Zweifel richtigen Namen möge ursprünglich in so fern eine sinnbildliche Bedeutung gelegt worden sein, als die Weisen auf den hohen Berg Fons, d. h. an die höchste Quelle des Wissens oder der Weisheit sich begaben, um nach den göttlichen Dingen oder dem heilbringenden Leitsterne zu forschen. Auch zu manchen christlichen Legenden, z. B. der vom heiligen Alexius, wie zu so vielen alten Novellen müssen die berühmten und wichtigen „Gesta Romanorum" als erste Quelle betrachtet werden. Die heilige Genovefa ist in der uns überlieferten Darstellung ein wahres Meisterwerk und man traut kaum seinen Augen, diese moderne Kunst bereits in einer Arbeit des Mittelalters vorzufinden. Ich habe die Legende nach dem deutschen Volksbuche geschrieben, das ich für die älteste Form hielt. Indeß habe ich aber später erfahren, daß das Volksbuch ein

lateinisches Original vor sich gehabt hat, die Arbeit eines Carmelitermönchs zu Boppard, Namens Mathias Emmich, der um 1272 lebte. Bis jetzt hatte dasselbe, soviel ich weiß, nur in einer sehr seltenen Handschrift existirt; im Jahre 1841 aber ist es zu Paris, in einem Sammelwerke, das den Titel: „La Pleïade" führt, abgedruckt worden.

Und so scheide ich von dem Leser, der hoffentlich nicht ohne irgend einen Glauben an diese Lecture geht, indem ich schließlich wünsche, daß mich die öffentliche Theilnahme nicht in allzu ferner Zeit erst in den Stand setze, eine vermehrte Ausgabe dieses Werkchens zu veranstalten. Auf den ersten Anblick scheint es vielleicht Manchem, als dürfe dasselbe vorzugsweise nur für Katholiken geschrieben sein. Ich bin jedoch gewiß nicht allein der Meinung unter den Angehörigen der protestantischen Kirche, daß die freudige Bewunderung der Großthaten der Märtyrer und Heiligen der alten Kirche in Demuth, Selbstverleugnung, Duldsamkeit, geistiger Heldenkraft und Wiedergeburt jeden echten Christen stärken und erbauen, den Glauben und das Gewissen keines einzigen Bekenners der reinen evangelischen Lehre verletzen werde.

Vorwort zur zweiten Auflage.

Die Legendensammlung Eduard v. Bülow's ist mit so gläubiger Natürlichkeit und Einfachheit und zugleich mit so künstlerischem Geschmack und dichterischer Befähigung verfaßt, daß sie sich im Laufe mehrerer Jahre viele Freunde erworben hat. Besonders wohlthuend mußte es den Lesern erscheinen, nicht bunte Bilder zu leicht unterhaltender Betrachtung hier vorgeführt zu sehen, sondern vielmehr Gestalten, die mit Freundlichkeit und Ernst „zur Nachfolge Christi" auffordern. Auch trat darin keine sonderkirchliche Anschauung und Absicht hervor, im Gegentheil hatte sich der Verfasser als Ziel gesetzt, von allgemein christlichem Standpunkte aus den Mitgliedern der verschiedenen christlichen Kirchen erbauliche Nahrung zu bieten. „Zur Nachfolge Christi" müssen sich ja alle Christen, welcher Kirche sie auch angehören,

im innersten Herzensgrunde angetrieben fühlen. Wie Herder, der Apostel der Humanität, die blütenreiche Welt der Legenden zu würdigen verstand, so widmete auch Eduard v. Bülow auf Grund ähnlicher Anschauung den Legenden seine Liebe und seinen Fleiß, und so gab er nach Jahre langen Forschungen und Vorarbeiten seine Auswahl der schönsten Legenden der christlichen Kirche des Mittelalters heraus.

Gewiß werden demnach viele christliche Gemüther diese neue Auflage mit Freuden begrüßen und darin wahre Erbauung und Erhebung suchen und finden.

Eduard v. Bülow spricht am Schluß der Vorrede zur ersten Auflage den Wunsch aus, daß ihn die öffentliche Theilnahme nicht in allzu ferner Zeit in den Stand setzen möge, eine vermehrte Ausgabe seines Werkchens zu veranstalten. Sein Wunsch ist leider unerfüllt geblieben: er starb bereits am 16. Sept. 1853.

Zu den frühern zwölf Legenden sind noch vier neue hinzugefügt worden. Der Verfasser derselben war darauf bedacht, in gleichem Sinne wie Eduard v. Bülow die Gegenstände zu wählen; zugleich hat er sich auch bemüht, in schlichter Einfachheit den Stoff zu gestalten und dabei ihn zu möglichst lebendiger Anschauung zu bringen. Lieblich und bunt sind die

Bilder, welche hier dem Leser entgegentreten, aber auch voll ernsten Sinnes, zum Theil voll tiefer und erschütternder Wahrheit.

So möge denn die Vermehrung der frühern Sammlung dazu beitragen, die schon bewährte anziehende Kraft derselben zu erhöhen, und ihr einen neuen Kreis von Lesern zuführen helfen, welche sich ebenfalls durch diese einfachen und anspruchslosen Erzählungen nicht nur zu freundlicher Theilnahme angeregt, sondern auch „zur Nachfolge Christi“ angetrieben und gekräftigt fühlen.

I.

Die heiligen drei Könige.

Es war auch durch das Morgenland die Weissagung Bileam's gedrungen: daß ein Stern von Jakob ausgehen werde, der die ganze Welt erleuchte, und es hatten Alle so froh daran geglaubt, daß die Landesherren zwölf der weisesten Meister in der Sternkunde, die zu finden gewesen waren, nach dem Berge Fons in Indien sandten, der alle Berge überragt, damit sie von dannen Tag und Nacht nach dem ungewohnten Lichte ausschauten.

Es fand der Brauch unter ihnen statt, daß, wenn einer von den Meistern starb, der andere für ihn angenommen wurde, und indem Alle fleißig ihre Pflicht erfüllten, starb doch einer nach dem andern und verfloß ein Jahr, ja, ein Jahrhundert nach dem andern, ohne daß der Stern erschien.

Der Glaube der Menschen wankte darum freilich nicht, und sie hofften auf ihn und schauten, je länger es währte, desto zuversichtlicher nach ihm aus, indem sie unermüdet zu Gott beteten, daß er ihn endlich senden möge.

Es war die allgemeine Heilshoffnung, die die Welt erfüllte, das Bedürfniß nach Erlösung und Verklärung der Menschheit. Jetzt ward der Gottmensch von der Jungfrau Maria geboren, und in derselben Nacht sahen die zwölf weisen Meister aus Persien und Chaldäa auf dem Berge Fons den Stern Bileam's im Osten aufgehen. Er leuchtete wie eine Sonne über alle Himmel und schwebte, einem Adler gleich, über der Erde. Die Sonne ging Morgens auf, und er überstrahlte sie noch, als sie Mittags am höchsten stand; auch ging eine Stimme von dem Sterne aus, die verhieß: Es ist ein Mensch, der Juden König und Herr geboren, deß das Volk von jeher gewartet hat, den suchet und betet an.

Die Menschen, die das Wunder sahen und hörten, erschraken sehr. Jedoch bezweifelte Niemand, daß es der Stern Bileam's sei, und die drei Könige von Indien, deren Lande so fern von einander lagen, daß keiner von dem andern wußte, freuten sich vor allen

Anderen der Botschaft der weisen Meister, die ihnen mannichfache Zeichen bestätigten.

Der erste König, Caspar von Tharsis, besaß nämlich einen Strauß, der zog zu der Zeit, da der Herr geboren ward, aus zwei Eiern ein Lamm und einen Löwen, die die große Geduld und den Muth bedeuteten, mit denen Christus die Welt erlöste.

Der andere König, Melchior von Nubien, hatte einen Cederbaum in seinem Garten stehen, der wuchs so hoch, daß er über alle Berge ragte, und aus dessen Gipfel flog, indem er zu rauschen anhub, in der Stunde der Geburt des Heilandes ein bunter Vogel glänzenden Gefieders, der sie mit menschlicher Stimme verkündigte.

Der dritte König, Balthasar von Godolien, gewann von seiner Gattin in derselben Nacht ein Kind, das sang, sobald es das Licht der Welt erblickt hatte: Es ist von einer reinen Jungfrau ein Sohn geboren, der stirbt über drei und dreißig Jahre recht wie ich über drei und dreißig Tage sterben werde, — und starb in Wahrheit nach Verlauf der Frist.

Die Zeichen wirkten mächtig und geheimnißvoll auf jegliches Gemüth, und die Könige mußten wohl zuletzt vollbringen, wozu sie von einem dunkeln

Drange angetrieben wurden. Sie bereiteten sich und ihr Gefolge mit großem Reichthum, königlichen Kleidern, Pferden, Maulern und Kameelen vor, den neugebornen König, der größer sei als sie, zu suchen, und brachen zu einer und derselben Zeit aus ihren drei Landen auf. Der wunderbare Stern leuchtete ihnen Tag und Nacht noch heller als die Sonne vor, und in den offnen Städten und Dörfern, die sie durchzogen, erkannte alles Volk verwundert, wie reiche und gewaltige Könige die Fremden waren.

Sie kamen auf ihrer Reise Tages und Nachts in keine Herberge, aßen und tranken so wenig wie ihre Thiere und erfuhren keinerlei Ungemach, da die Natur ihnen diente und alle Hindernisse vor ihnen ebnete. Auch erreichten sie nach dreizehn Tagereisen, die ihnen wie eine einzige bedünkten, das weit entlegene jüdische Land, und wiewohl der allmächtige Gott, der den Propheten Habakuk in einem Augenblicke aus Indien nach Judäa trug, das Wunder dieser dreizehn Tage noch größer hätte machen können, wollte er den Menschen also von Christi Geburt und göttlicher Kraft ein Zeugniß geben.

Die heiligen drei Könige erschienen eines Morgens von dreien Seiten her vor der Stadt Jerusalem, in-

dem ein dicker Nebel sich auf das Land senkte und das Licht des wunderbaren Sterns vor ihren Blicken auslöschte. Sie trafen, ohne sich zu ersehen, auf dem Kalvarienberge zusammen, und in dem nämlichen Augenblicke zertheilte sich der Nebel und zeigte ihnen je einem den andern, sowie allen dreien die zu ihren Füßen ausgebreitete Stadt Jerusalem.

Sie hatten sich zuvor noch nie mit Augen wahrgenommen, erkannten aber jetzt gleich, wer sie waren, und daß eine und dieselbe Absicht sie hierher geführt hatte. Sie fielen einander in die Arme und begrüßten sich mit Freuden. Auch verstand Jeglicher des Andern Sprache, von der er nie gehört, so daß er ihn in seiner eignen zu vernehmen meinte.

Sie besprachen mit einander die große Hoffnung, um deretwillen sie ihre Heimath verlassen hatten, beschrieben sich ihre Reise und freuten sich der Rede von dem Sterne.

Als der Tag heller geworden war, und noch ehe Jemand sie erblickte, zogen sie zusammen in die Stadt hinunter und fragten die Leute, wo der neue König der Juden sei, dessen Stern sie im Morgenlande hätten aufgehen sehen und den sie anzubeten kämen.

Die Leute gaben ihnen zu Haufen das Geleite durch die Stadt und staunten den fremden Aufzug an, bis sie die Frage nach dem neuen Judenkönige vernahmen. Alsdann entstand ein groß Geschrei und Laufen, das zuletzt auch zu dem Könige Herodes drang.

Der erschrak mit den Seinen auf das Aeußerste, berieth sich lange was zu thun sei, und schickte nach den Priestern und Schriftgelehrten mit der Frage, wo Christus solle geboren werden?

Die Antwort lautete bestimmt: Zu Bethlehem in Juda, wie geweissagt worden.

Nun wollte König Herodes der Sache vorerst keine Gewalt anthun, sondern er bekämpfte seinen Zorn, indem er die fremden Weisen gen Bethlehem ziehen ließ, das Kindlein zu suchen und bat sie nur um Kunde, wann und wo sie es gefunden hätten, damit er auch käme und es anbete.

Die morgenländischen Könige fuhren von dannen und befanden sich kaum außerhalb der Stadt, als ihnen der Stern auf's Neue erschien und den Weg bis Bethlehem voranging. Auf dem Felde trafen sie die zurückkehrenden Hirten an, denen der Engel die Geburt des Herrn verkündet hatte, und dieselben ließen hoch erfreut, den Stern zu sehen, auf die Könige

zu, denen sie erzählten, wie sie bei Mutter und Kind gewesen seien.

Darauf dankten und priesen die Könige Gott und legten ihre königlichen Gewande an. Je näher sie Bethlehem kamen, desto heller leuchtete der Stern, der sie führte, und am Ende stand er über der Hütte still, in der Christus war geboren worden. Die Könige traten in die Hütte und mit ihnen drang zwischen der Mauer und dem Vorschopf das Licht des Sternes ein, das Alles in Glanz und Klarheit tauchte.

Das Kind lag, in schnöde Tücher gekleidet, in dem Heu der Krippe vor dem Ochsen und Esel. Maria, im Antlitz gebräunt und von voller Gestalt, saß, in einem weißen Mantel, auf der Krippe, den sie vorn mit der linken Hand hielt und der ihr das Haupt, ohne das Antlitz, bedeckte, und hob den Kopf des Kindes mit der rechten Hand empor, derweil ein Strahl des Sternenlichtes gerade auf ihr eignes Haupt schien.

Die Könige küßten nach der Landessitte die Erde und brachten mit Andacht und Demuth ihr Opfer dar, das sie in Maria's Schooß und zu des Kindes Häupten legten: König Melchior, der kleinste von Person, dreißig goldne Pfennige und einen goldnen

Äpfel, was Beides auf Christi königliche Würde deutete; Balthasar Weihrauch, wegen seiner göttlichen Natur; und Caspar, der der größte von Gestalt und schwarz wie ein Mohr war, Myrrhen, um der Menschheit des Heilandes und seines zukünftigen Leidens und Sterbens willen.

Die Jungfrau Maria nahm die Gaben von den Königen an, indem sie jedem mit geneigtem Haupte und den Worten: Gott genade Euch, dankte, und die drei weisen Männer ahneten voll seliger Freude, welches Heil der Menschheit hier erblühe. Sie sahen, als sie von der heiligen Familie wieder geschieden waren, abermals den Stern verschwinden, pflogen noch einen Tag der Ruhe in Bethlehem und befanden sich dann nach wie vor dem Laufe der Natur unterworfen; da sie mit ihrem Volk und Vieh wiederum das Bedürfniß nach Speise und Trank empfinden mußten. Bei Nacht erschien ihnen in ihrer Herberge ein Engel, der gebot, sie sollten nicht wieder zu Herodes ziehen, und als sie am Morgen erwachten und den Stern nicht fanden, traten sie ihre Rückreise mit Wegweisern an, ohne die sie nicht wußten, wohin sie sich wendeten.

Sie nahmen mit einander die Richtung nach dem Berge Fons, und damit sie recht erkannten, ein wie

großer Unterschied zwischen den Werken Gottes und denen der Menschen sei, ließ der Himmel geschehen, daß sie zwei volle Jahre zu dieser Reise bedurften, die sie das erstemal in weniger als dreizehn Tagen zurückgelegt hatten.

Bei dem Berge Fons angelangt, erstiegen sie seinen Gipfel und errichteten darauf einen schönen Tempel, zu Ehren des Königs der Juden, den sie gesucht und gefunden hatten, und dessen Angedenken sie in der Zuversicht heilig hielten, daß in der Folge große Dinge von ihm ausgehen würden. Sie verweilten eine Zeit lang in der Stadt Sodola, am Fuße des Berges, wohin vieles Volk, Fürsten und Herren, zu ihnen kam, um sich ehrfurchtsvoll das durch ihre Reise von Gott bewirkte Wunder erzählen zu lassen.

Nach diesem begab sich ein Jeder in sein heimathliches Land und ließ in allen Gottestempeln ein Kindlein mit einem Kreuz, so wie es ihm erschienen war, malen, daß viele Heiden als den wahren Gott anbeteten.

Jahre lang, nachdem der Erlöser den Tod erlitten hatte und wieder erstanden und gen Himmel gefahren war, wurde Sanct Thomas von dem göttlichen Willen

nach Indien gesandt, allda Christi Lehre und Glauben zu predigen. Der Apostel gehorchte wider seinen Wunsch und eigne Neigung; jedoch verbreitete er auf vielen Inseln und in mehr als einem Lande das göttliche Wort, bekehrte viele Heiden und trieb eben so oft den Teufel aus, als er Sieche gesund machte.

Eines Tages unter andern nahm er in einem heidnischen Gotteshause einen gemalten Stern und ein eben solches Kindlein mit dem Kreuze wahr. Er fragte die Priester verwundert, was das zu bedeuten habe, und vernahm den Bescheid von Bileam's Weissagung, den weisen Meistern auf dem Berge Vaus und der Wanderung der heiligen drei Könige nach Palästina.

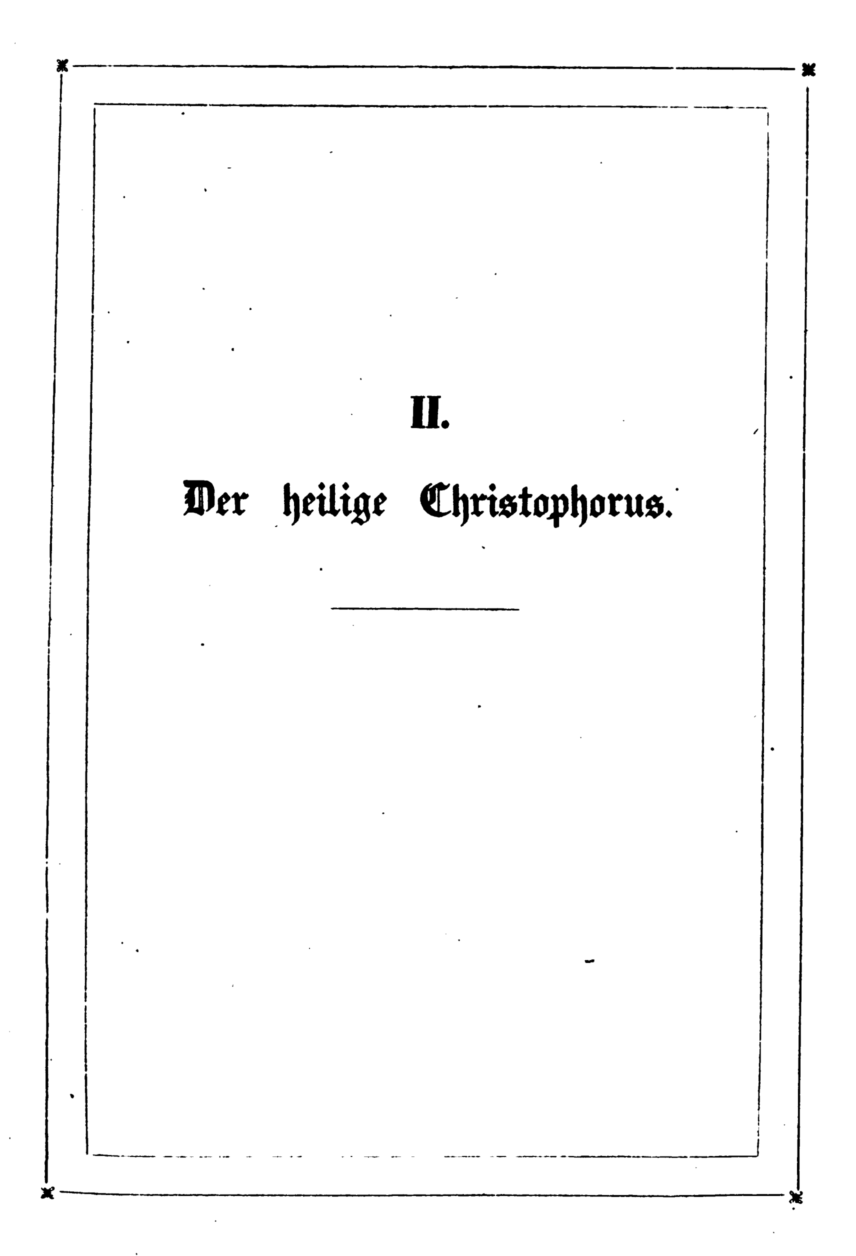
Da ward Sanct Thomas mit einemmale von dem heiligen Geiste erfüllt, und redete zu dem Volke mit so lebendiger Ueberzeugungskraft von Christi Leben, Tod und Urständ, die er selbst nicht eher habe glauben wollen, als bis er die Wunden mit seinen Fingern gegriffen, daß er Alle insgesammt zu Gott bekehrte. Auch kam er fürder in die Lande der drei Könige, die dermalen vor Alter schwach und krank waren, unterwies sie gründlich in dem Christenthume und taufte sie mit ihrem Volke.

Die Könige wurden von Stund an gleichfalls durch den heiligen Geist erleuchtet und zogen mit dem Apostel noch einmal zu dem Berge Fons, wo derselbe den Tempel weihte und wiederholt große Zeichen that, die bewirkten, daß das Reich Christi weit ausgebreitet und gemehrt wurde. Die Könige machte er zu Priestern und Erzbischöfen, und zuletzt schied er von ihnen, um in das Land zu gehen, wo er den Märtyrertod fand.

Das Jahr, bevor die heiligen drei Könige starben, die weder Weib noch Kind hatten und bis an ihr Ende ihre Keuschheit bewahrten, wollten sie ihr geistliches und weltliches Regiment bestellen, und beriefen ihre Fürsten und Herren, Bischöfe und Priester zu dem Berge Fons, wo sie alles Volk ermahnten, an seinem Glauben fest zu halten, und an des heiligen Thomas Statt einen Patriarchen erwählten, dem und dessen Nachfolgern für alle Zeiten männiglich in geistlichen Dingen gehorsam sei. Die weltliche Macht, die sie getheilt besaßen, verliehen sie einem einzigen freien, frommen und gelehrten Manne, der der Priester Johannes genannt wurde; ihre Ländereien und Schätze ihren Freunden und Verwandten, die bis in die spätesten Zeiten die Fürsten von dem Berge Fons hießen.

Am Weihnachtstage erschien ihnen der Stern zum letztenmale und mahnte sie durch sein Bleiben an ihr Ende. Sie ließen mit würdiger Ruhe in der Kirche ihr Grab bereiten, und acht Tage hinterdrein, als König Melchior soeben das Amt der Messe vollbracht hatte, neigte er vor allem Volke sein altes Haupt und gab seinen Geist ohne Schmerzen in Gottes Hände auf. Er hatte hundert sechzehn Jahre auf dieser Welt gelebt und ward von den beiden anderen Königen mit großen Ehren zu seiner Gruft geleitet.

Am heiligen Ostertage starb der König Balthasar nicht anders wie Melchior, in seinem hunderteinten Lebensjahre, und ward vom König Caspar ebenso zur Erde bestattet. Zu Pfingsten des nämlichen Jahres gesegnete auch dieser, hundert acht Jahre alt, das Zeitliche, um nicht minder feierlich wie seine beiden Genossen neben ihnen zur ewigen Ruhe gebracht zu werden. Alsbald nach seinem Tode verschwand der Stern zum letztenmale und ward zu keiner Zeit wieder gesehen.



II.

Der heilige Christophorus.

Der heilige Christophorus, der in seinem früheren Leben Reprobus hieß, war ein Heide aus dem Lande Kanaan, von riesenhaftem Körperbau und übermenschlicher Stärke. Er lebte geraume Zeit, nachdem er zu erwachsenen Jahren gekommen, nach seinem eigenen Sinne und hatte bei seiner wilden, trotzigen Natur Streit und Kampf mit Jedermann. Er siegte nur auch eben so viele Male, als dies geschah, und gewöhnte sich zuletzt so sehr daran, unüberwindlich zu sein und in Allem seinen Willen durchzusetzen, daß er ganz und gar keine Freude mehr an solchem Leben fand. Sobald Alles entweder vor ihm floh, oder in seiner Nähe zitterte, wußte er nicht länger, was er mit der schrankenlosen Freiheit seines Thuns und Lassens und seiner Ueberkraft beginnen solle, und sagte eines Ta-

ges zu sich selbst: „Wie schaal und jämmerlich ist doch das ganze menschliche Dasein! Zu welchem Zwecke ward es hervorgerufen? Was sollen wir darin? Ich kann vernichten wen und was ich will; es widersteht mir nichts; warum sollte ich mich jedoch dazu in Bewegung setzen? Es ist Jedermann so gering und unbedeutend, daß er nicht verdient, von mir besiegt zu werden! Ich kann als mein eigener Herr und als Anderer Gebieter nicht fortbestehen, denn ich habe den Gipfel dessen erreicht, wohinauf mein ehrgeiziges Verlangen mich von jeher trug, und bin der Ueberzeugung geworden, daß es für nichts als eitlen Wahn gelten mag. Ich will mir ein anderes ersinnen und lieber dienen und gehorchen, als befehlen. Wenn ich recht fernhin wandere und immerdar dem größten Herrn nachfrage, finde ich ihn vielleicht; ihm und keinem Andern mag ich angehören."

Gesagt, gethan. Er machte sich auf die Wanderschaft, indem er unterwegs, um sich zum Dienen vorzubereiten, an Jedermann seine Launen ausließ, und als er in der Fremde lange Zeit herumgezogen, ward er endlich zu einem großen Herrn und Könige gewiesen, der über Land und Leute gewaltig war; zu dem gesellte er sich mit der Verpflichtung, ihm allezeit treu

und gehorsam zu sein, und der König nahm ihn gern bei sich auf, schenkte ihm seine Huld und freute sich seiner Dienste, die ihm von großem Nutzen waren.

Dies dauerte eine ziemliche Weile fort. Danach aber, als solche Dienstbarkeit ohne Noth und Absehen den großen Christoph zu langweilen anhub, ward er aufmerksamer auf seinen Herrn und dessen Verhältnisse und versah sich unter anderm, daß, wenn sein Spielmann ihm bisweilen vorsang, derselbe wol den Namen des Teufels im Munde zu führen pflegte. — Der König, der ein guter Christ war, machte dabei jedesmal das Zeichen des Kreuzes über sich, und da Christophorus von Christenthum und Kreuz noch nichts wußte, verwunderte er sich sehr, was es damit auf sich habe, und fragte er: „Zu welchem Ende machst Du die zwei Striche vor Dich hin?“ — Der König zögerte mit der Antwort; er wußte in dem Augenblicke nicht, weßwegen er sich schämte, es zu sagen; da Christophorus ihn jedoch unwillkürlich stutzen sah und etwas Geheimnißvolles darin suchte, wiederholte er seine Frage mit der Drohung, wenn er es nicht erfahre, halte er nicht länger bei ihm aus.

Nunmehr erwiderte der König: „Wenn ich die Wahrheit sagen soll, mache ich das Zeichen des Kreu-

zes, so oft man den Teufel vor mir nennt, damit er keine Gewalt über mich gewinne. Das Kreuz, als das Symbol des Todes, den der Heiland für uns erlitten hat, ist das beste Schutzmittel, das uns gegen die Uebermacht des Teufels gegeben wurde." — „Das Euch gegen die Uebermacht des Teufels gegeben wurde?" fragte Christophorus. „Also vermagst Du Dich nicht gegen den Teufel selbst zu schützen und fürchtest Dich vor ihm? Ist das der Fall, so habe ich fälschlich gewähnt, es sei kein Größerer auf der Welt als Du. Wenn der Teufel, wie Du ihn nennst, mit Macht genug begabt ist, Dir zu schaden, und sobald Du der Unterstützung bedarfst, um ihm die Stirn zu bieten, diene ich lieber ihm als Dir und suche den Gewaltigeren so lange auf, bis ich ihn finde." — „Der Teufel ist das Irdische insgesammt," sprach der König, „und der Einzelne, so stark er ist, kann der Gesammtheit nicht ohne göttlichen Beistand widerstehen." — Es half ihm aber nichts und verließ ihn Christophorus, an dem fremden Beistande zweifelhaft, dessentwegen er lieber der Gesammtheit als dem Einzelnen dienen wollte.

So war der starke Mann wiederum sein eigener Herr, und forschte allenthalben der Person des bösen

Feindes nach, ohne daß ihm Jemand zu sagen wußte, wo sie zu finden sei. Er suchte Tag für Tag, wo nur immer das Licht der Sonne hindrang, und konnte ihn nicht sehen. Eines Tages aber hatte er sich in einer Wildniß so weit verirrt, daß er mit Sonnenuntergang noch keine Herberge erreichen konnte und sich die halbe Nacht durch rathlos hin und wieder trieb. Da begegnete er einer gewaltigen Reiterschaar und sah über die Andern weg einen gräulichen schwarzen Mann ragen, der ritt mit trotzigem Ungestüm auf ihn zu und fragte ihn, wen er suche. Christophorus versetzte, er suche den Teufel und wäre gern sein Knecht, und da der Schwarze entgegnete, er sei der Teufel selbst und wolle wol versuchen, ob er ihn gebrauchen könne, so machten sie im Finstern ihren Pakt und blieb Christophorus in seinem Dienste. Er verrichtete dem Bösen fortan ohne Arg und Hehl, was er von ihm forderte, freute sich von Herzen dessen Allgewalt, die er durch Wort und That in Ehren hielt, und war mit diesem neuen Herrn so ungleich zufriedener als mit dem vorigen, daß nach seiner festen Ueberzeugung keine Vornehmerer auf Erden leben konnte.

Nun zogen sie einst wie gewöhnlich ihre Straße und kamen mit einander an ein Kreuz, um dessentwillen

der Feind nicht in derselben Richtung weiter reiten konnte. — Der große Christoph versah sich zur Stelle, wie verstört er durch den Anblick geworden war, und fragte: „Warum schlägst Du unversehens die krumme Richtung ein?" Der Böse jagte über Stock und Stein und zitterte, unfähig ein Wort zu erwiedern, an allen Gliedern, bis er sich in weiter Ferne bezwang und seinem Diener das Geständniß machte: er fürchte das Zeichen des Erlösertodes über die Maßen und müsse, wo er es betreffe, fliehen.

Da war nun das Verhältniß zwischen ihm und Christoph aus und entfernte dieser sich, indem er sagte: „Fliehest Du das Zeichen Christi, Feind, so ist er ohne Widerrede gewaltiger als Du, und mag ich Dir nicht länger dienen, sondern suche Christus auf."

Er ging in alle Welt zurück und fragte so eifrig, wie vorher dem Teufel, Christus nach, ohne sich etwas Anderes dabei zu denken, als daß er dem stärksten Herrn auf Erden dienen wollte.

Er fragte Klein und Groß, Arm und Reich, Vornehm und Gering, Priester, Schriftgelehrte wie Laien umsonst nach Christi Aufenthalt. Jedermann glaubte es zu wissen und wies ihn in die Kreuz und Quer, bald da, bald dort hinaus; wo er auch hinkam, in

Kirchen und Tempeln und Palästen, im Getreibe der Städte und Menschen, in der Stille des Landes, auf der Oede der See, fand er den Christus nicht, nach dem er ausgegangen war, und den er sich als den größten Herrn und König dachte. Doch ermüdete er deswegen nicht und suchte desto eifriger und freudiger, je weniger er auf die rechte Spur zu kommen schien.

Eines Morgens traf er in der tiefen Einsamkeit eines Waldes, wo er kein anderes Gefühl und keinen andern Gedanken als für Wahrheit und Natur haben konnte, einen frommen Klausner vor seiner Hütte an. Er ließ sich in eine Unterredung mit ihm ein, und vertraute ihm die Absicht seiner Pilgerfahrt. — Der Einsiedler sah ihn an und sagte: „Gewiß ist der Herr Christus der allergrößte König auf der Welt, und Du thust wohl daran, mein Sohn, seinem Dienste zu leben; er lohnet seinen Freunden überschwenglich; und es ist nicht so gar schwer, als Du meinst, ihn zu finden. Wer in seinem Herzen aufrichtiges Verlangen nach ihm trägt, dem bleibt er unverborgen."

Sodann unterwies er seinen Gast in den Lehren des Christenthums, über die der große Christoph Anfangs baß erstaunte. Jedoch gewann er ein Zutrauen zu dem alten Manne, und lieh ihm ein so aufmerk=

sames Ohr, daß allmälig der Entschluß in seine Seele einging, Christus mit Leib und Seele für immerdar zu dienen. Er sagte dies dem Waldbruder mit Einfalt und Treuherzigkeit, und dieser sprach hinwieder: „Dieser geistliche König der Welt und Menschen ist allem sündlichen Leben feind und allein dem gnädig, der rein und tugendhaft. Es thut aus diesem Grunde noth, daß Du um seinetwillen wachest und betest, so wie es Gott von Dir verlangt; nur also gefällst Du ihm und thust seinem heiligen Willen Genüge.“

Der Klausner hatte erwartet, Christoph werde mit kindlicher Demuth und Willfährigkeit auf diese Rede eingehen; allein wie erstaunte er, als derselbe mit barschem Zorne sprach: „Danach zu handeln, bin ich nicht gesonnen; ich bete, faste, wache nun und nimmermehr, und kann ich Gott auf keine andere Weise dienen, so unterlasse ich es lieber ganz und gar.“ — Der alte Mann entsetzte sich und redete wieder zu; er mußte aber zu der Einsicht kommen, daß das nicht anschlug, und faßte sich, indem er nach ernstem Nachsinnen zu dem Riesen sagte: „Es stehet wo ein tiefes, wildes Wasser, über das weder Brücke noch Steg führt und das die Wanderer auf rechten Wegen hemmt. Willst du Gott zu gefallen die Menschen darüber tragen, so

machst Du Dich dem Herrn noch angenehmer als mit einem andern Dienste. Du bist mit Kräften und Gestalt begabt und magst es wol vollbringen."

Der gute Rath des Einsiedlers war mit Weisheit angelegt und fand den großen Christoph bereit, ihn zu befolgen. Ein solcher Gottesdienst war ihm eben recht, den gewöhnlichen der andern Menschen begriff er nicht, da er seine starke Natur nicht unterordnen und verleugnen mochte. Der klug bedachte Greis wies ihn vollends zu dem Strome, bei dem Christophorus sich eine Hütte baute, und hier lebte er hinfort im Dienste Christi menschlich und bescheiden. Es kamen viele Menschen hülfsbedürftig zu ihm, die er, einen jungen Baum als Stab in Händen haltend, um Gottes Lohn durch das wilde Wasser trug, und er vertraute mit unermüdlicher Zuversicht der Verheißung des Einsiedlers, daß er über lang oder kurz Christus selbst sehen und finden werde.

Nachdem ihm nun geraume Zeit in diesem Amte vergangen war, hatte er sich eines Abends matt und müde auf sein Lager ausgestreckt und war entschlafen, als der Schall einer Kinderstimme ihn aus seiner Ruhe weckte. Er erhob sich, nahm seinen Stab und ging hinaus; wiewol er aber allenthalben suchte, konnte er

Niemand entdecken, der gerufen hatte. Er legte sich auf's Neue hin, der Ruhe zu pflegen, und hatte sein Auge nicht sobald wieder zugethan, als er eine Kinderstimme zum andern Male seinen Namen rufen hörte. Er eilte zum andern Male in die dunkle Nacht, um zu suchen, ohne zu finden, und erst als dies zum dritten Male auf den dritten Ruf geschah, gewahrte er an dem einsamen Uferrande ein Kind, das die Bitte an ihn richtete, er möge es über das wilde Wasser tragen.

Christophorus betrachtete das Kind, bog sich zu ihm nieder und nahm es, ohne ein Wort zu sagen, auf den Arm; den Stab in Händen, schritt er sodann zuversichtlich in den Strom. Die Luft war still, der Himmel heiter, die sanften Wellen glänzten in dem Scheine der Sterne, die sich in ihnen spiegelten, indem der Kindesträger das Ufer hinter sich ließ. Er hatte aber kaum zehn Schritte in dem Wasser gethan, so regte es sich geheimnißvoll und erhoben sich die Wellen, die immer lauter brausten und höher schwollen, je weiter er kam. Zugleich ward das Kind so schwer, als wäre es von Blei, und immer schwerer im Verhältniß, als das Wasser stieg. Das Kind drückte den starken Riesen fast unter seiner Last zu Boden,

und er hatte nicht wenig Furcht, daß er in dem Kampfe mit der Fluth erliegen und ertrinken werde.

So kam er unter dem Toben der Elemente bis in die Mitte des Stromes und stand, um frische Kraft zu schöpfen, still. Er keuchte und stöhnte aus der tiefsten Brust und erhielt sich nur mit großer Anstrengung aufrecht, indem er zu dem Kinde sprach: „Wie so gar schwer wirst Du mir, mein Kind! Es dünkt mich schier, ich trüge die ganze Welt auf meinen Schultern."

Das wunderbare Kind sah ihm in das zurückgewandte Angesicht und erwiederte: „Du trägst nicht nur die ganze Welt, Du trägst auch den, der Himmel und Erde erschaffen hat. Siehe, ich bin Jesus Christus, Dein König und Dein Gott, für den Du arbeitest und den zu finden, Du Dich lange schon gesehnt hast. Ich bin mit Dir zufrieden, Du hast mir wohl gedient. Du bist nach Deinem Lebenswandel der ächteste Christ im Lande und der Träger meiner Lehre, weit und breit, was ich Dir hier bedeute." — Dann faßte das Kind den großen Christoph bei seinem Haupte und tauchte ihn mit den Worten unter das Wasser: „Ich taufe Dich im Namen Gottes, meines Vaters, des Sohnes, der ich selbst bin, und des heiligen Geistes, und will, daß Du

Christophorus, der Träger Christi, geheißen seiest. Zum Wahrzeichen dessen, daß ich wirklich Christus bin, magst Du diesen dürren Stab, auf den Du Dich mit mir gestützt hast, in die Erde pflanzen, wo er bereits morgendes Tages blühen und Früchte tragen soll." — Das Kind verschwand vor Christoph's Augen, und sobald die Last seinen Schultern entnommen, ja kaum daß die Rede in sein Ohr erklungen war, beruhigte sich die empörte Fluth wieder und sanken und senkten sich die Wellen wie beschämt über ihr Ungestüm, von innerer Gewalt beschwichtigt. Anstatt daß zuvor wüthender Sturm geherrscht und die Bäume am Ufer mit ihren Gipfeln zur Erde gebogen hatte, murmelte jetzt ein leiser Westwind durch die Zweige und säuselte über den spiegelglatten Strom, derweil der Tag im Osten graute.

Der heilige Christophorus war ein neuer Mensch geworden und fühlte, daß der Strom überschwenglicher Freudigkeit durch sein Inneres rann. Er war so still und mild, daß er beinahe über sich lächeln mußte, wenn er seiner vorigen trotzigen Kraft, oder seiner ehemaligen Wildheit eingedenk ward, die doch beide nicht aus ihm geschieden, sondern nur dem Geiste unterthan geworden waren.

Sobald er an das Ufer kam, fiel er erst auf seine Knie und dankte dem Herrn inbrünstig für die Gnade, die er ihm erwiesen hatte. Danach erhob er sich und pflanzte, wie Christus ihm geheißen, seinen langen Stab in die Erde. Eine unwiderstehliche Müdigkeit ergriff ihn hinterdrein, und er sank an der nämlichen Stelle, von Schlaf umfangen, zu Boden. — Er hatte einen Traum und sah den Himmel offen, über dessen Glorie und Herrlichkeit ihn das Bewußtsein seiner Sinne zu verlassen drohte. Er meinte, er sei selbst sein Stab, und fühlte, wie die Lebenswonne, den Erlöser der Welt getragen zu haben, mit der Kraft des Wachsthums seine Seele erweiterte. Sie trieb die Aeste, Zweige und Blätter edler Gedanken, Gefühle und Thaten aus ihm heraus, und daran hingen sich als Blüthen und Früchte die seligen Freuden des Paradieses.

Als er wieder erwachte, war es heller Sonnenschein und lag er unter einem weithinschattenden grünen Baume, zu dem sein Stab in der kurzen Frist weniger Stunden erwachsen war; der trug die herrlichsten Blüthen und Früchte und in seiner gewaltigen Krone sangen Hunderte von Vögeln ihr Morgenlied.

Um dieses Wunders willen, das Christus an ihm ge=

wirkt hatte, gewann der heilige Christophorus fürderhin so innige Liebe und Treue zu Gott, daß er von seinem seitherigen Amte abließ und anstatt dessen als ein Priester und Apostel im Predigen und Verkünden der Lehre Christi etwas Besseres und Nützlicheres zu thun wußte. Er pilgerte wieder in die weite Welt und folgte am Ende der Leitung des göttlichen Geistes nach einer Stadt, in der die Christen um ihres Glaubens willen Drangsale und Verfolgungen erlitten. Daselbst starb der heilige Mann mit Geduld und Freudigkeit den Tod als Märtyrer.

III.

Der heilige Einsiedler Paulus.

Es haben viele Leute gezweifelt, welcher der erste Einsiedler gewesen ist. Etliche haben es weit gesucht und den Anfang mit Elias und Johannes dem Täufer machen wollen. Was indessen Elias anlangt, so war er wohl mehr als ein Mönch, und Johannes hat geweissagt, ehe er geboren wurde. Andere haben den Ursprung auf den heiligen Antonius deuten wollen, und solches ist auch zum Theil wahr, nur nicht, daß er der allererste gewesen, sondern weil durch ihn viele Leute zu dem Einsiedlerstande angereizt worden sind.

Amath und Macarius, Beide Jünger des heiligen Antonius, sagen, daß Einer mit Namen Paulus, aus Thebaida, ein Anfänger dieses Lebens sei und von des Paulus Leben zu Anfang und zu Ende wollen wir kürzlich handeln; wie dasselbe in der Mitte

seines Alters beschaffen gewesen ist, was für Anfechtungen oder Versuchungen er erlitten hat, kann Niemand wissen.

In der Verfolgung des Decius und Valerianus, zu welcher Zeit Papst Cornelius zu Rom und Cyprianus zu Carthago um des christlichen Glaubens willen ihr Blut vergossen, wurden auch viele Kirchen in Aegypten und Thebaida befeindet und verheert.

Dazumal begehrten die Christen, daß sie mit dem Schwerte umkämen; der arglistige Feind aber, der mehr die Seelen als den Leib zu tödten Verlangen trug, ersann langsame Martern, durch die sie nicht zu dem Tode kommen konnten.

Wie dies geschahe, war Paulus, der seit dem Hinscheiden seiner reichen Eltern bei seiner in Theben verheiratheten Schwester lebte, seines Alters etwa funfzehn Jahr, in griechischen und ägyptischen Künsten wohlgeübt und erfahren und dazu fromm, gottliebend und sanftmüthig.

Die Verfolgung nahm überhand und Paulus entwich an einen heimlichen Ort auf's Land, wo sich sein eigner Schwestermann, der ihm hätte helfen sollen, unterstand, ihn aus leidigem Geize zu verrathen. Es wendete ihn weder seiner Hausfrau Weinen, und die

Freundschaft und Verwandtschaft, noch Gott selbst von seinem Vorhaben ab, und so wie der verständige Jüngling sich dessen versah, erseufzte er aus tiefem Herzen über die Verderbtheit der menschlichen Natur und ging von den Seinen schweigsam in einen wilden Wald.

Entschlossen, da ein Ende der Verfolgung abzuwarten, verkehrte er die Noth in eine Tugend, indem er allgemach weiter wanderte und still stand, wie es ihm zu Muthe war, und verdeckte und verwüstete, damit ihn Niemand finde, seine Fußtapfen hinter sich im Sande. Er trieb dies so lange Zeit, bis er am Ende einen steinernen Berg fand, unter dem eine große Spelunke oder Höhle mit einem Felsstück zugethan war. Er legte erst den Stein hinweg und trat in einen geräumigen Vorhof, in dem ein frisches Brünnlein aus der Wand quoll und ein hoher Palmbaum daneben seine Aeste weit ausbreitete. Darauf ward er die Höhle selbst innen, die er freudig in Besitz nahm und richtete sie so gut er konnte zu seiner Wohnung ein.

Er blieb an diesem Orte, den ihm Gott gezeigt, sein Leben lang im Gebet, der ganzen Welt unbekannt und uneingedenk, und fristete seine Tage von

dem Quelle, den er trank, und von dem Palmbaum, dessen Früchte er aß und mit dessen Blättern er sich bekleidete. Paulus ward in dieser Wildniß sogar hundert und dreizehn Jahre alt und führte auf Erden ein himmlisches Leben, das er geistlichen Beschäftigungen und dem Anschaun Gottes widmete.

Nun saß Sanct Antonius derweil in einer anderen Einöde, in der er neunzig Jahr geworden war und gedachte, er wäre der allerälteste Einsiedler in der Welt. Er freute sich deß innig und war stolz und eitel genug, sich zu den Auserwählten des Herrn zu zählen. Er gehörte auch zu ihnen durch seine Frömmigkeit und geistliche Heldenkraft. Doch konnte er seine sinnliche Natur nicht so gar überwinden, daß er von ihr nicht mehr in Versuchung geführt worden wäre. Seine Einbildungskraft gaukelte ihm fortwährend die Welt und ihre Freuden vor, und er mußte sich von Zeit zu Zeit auf's neue daran erinnern, was sein wahrer Beruf auf Erden sei. Eines Nachts vor anderen hatte er so übermüthig in der Vorstellung geschwelgt, der alleinige Mensch seines Gleichen zu sein, daß ihm der Himmel einen Traum verlieh, in dem er ihm zu seiner Beschämung offenbarte, es lebe noch

ein älterer und frömmerer Einsiedel in der Wüste, den solle er besuchen. Antonius weinte danach viel und demüthigte sich in seiner Seele, und sobald der Tag anbrach, machte er sich mit einem Stabe in der Hand auf den Weg und reiste, er wußte nicht wohin.

Er ging lange Zeit in der weiten Wüste einher. Es ward Mittag und die senkrechten Strahlen der Sonne, vor der ihm nichts Schatten gewährte, glühten seinem Körper allmälig alle Kräfte aus. Doch wollte er von seiner angetretenen Wanderung nicht ablassen und glaubte an Gott, daß er ihm, so wie er es versprochen habe, seinen Diener zeige. Wußte er sich nicht mehr zu rathen und betete zum Himmel um ein Zeichen, wohin er seine Schritte lenken sollte, so erhob sich wohl ein leiser Wind und bog die dürren Halme der Einöde, oder stieg ein Wölkchen am Horizonte auf und schiffte nach der Himmelsgegend, die Antonius einschlagen sollte, und in der zuversichtlichen Hoffnung einschlug, daß die ihm von Gott angegebene die rechte sei. Stumpfte er sich auch dagegen ab, und wußte kleingläubig nicht mehr, ob er trauen sollte, so sah er urplötzlich einen fabelhaften Geist der Elemente vor sich stehen, der auf das Geheiß des Herrn seine Zweifel endete, und wappnete sich von Stund

an standhafter mit dem Schilde des Glaubens und dem Panzer der Hoffnung, wenn er bedachte, wie die Seelenkräfte der Natur selbst in der wilden Einöde wirksam seien und was da lebt, webt und vegetirt, dem allgegenwärtigen Gotte diene.

Er ging in den Fußtapfen der wilden Bestien, Gott vertrauend, weiter, durchwachte die andere Nacht im Gebet, und ersah in der Morgendämmerung von weitem eine Wölfin, deren Durst sie an den Fuß eines Berges trieb. Er spürte dem Thiere nach und kam zu Paulus Spelunke, in der er wegen der Finsterniß noch nichts wahrnehmen konnte.

Dieweil nun, wie die Schrift sagt, die vollkommene Liebe die Furcht hinwegwirft, so hob Antonius den Stein vom Eingange und trat heimlich ein. Er hielt den Athem an sich, schritt ein wenig vor, stund wieder still und hörte mit Fleiß, ob er etwas merke. Zuletzt erblickte er durch die Finsterniß von weitem ein Licht. Er wollte begehrlich darauf zueilen, stieß sich aber an einen Stein und machte ein Geräusch, das Paulus hörte.

Der that das Thürlein seiner Zelle, das offen stand, zu, verriegelte es inwendig und ließ den bittenden Antonius nicht ein, wie er auch immer niederfiel und bis Mittag oder länger liegen blieb.

Nichtsdestoweniger ward ihm das Herz gerührt, als Antonius kläglich sprach: Du weißt, wer ich bin, woher und warum ich gekommen, und ob ich gleich nicht würdig sein mag, vor Dein Angesicht zu treten, gedenke ich nicht von hinnen zu weichen, ich habe Dich denn gesehen. Du nimmst sogar die wilden Thiere an und verwirfst einen Menschen? Ich habe Dich gesucht und habe Dich gefunden, ich klopfe an, daß mir aufgethan werde. Wo ich das nicht erlange, will ich vor Deiner Thüre sterben, alsdann wirst Du doch meinen Leib begraben müssen.

Da lachte Paulus freundlich und that mit den Worten die Thüre auf: Niemand bittet mit Thränen, Niemand soll Einen mit Weinen schelten. Nimmt es Dich Wunder, daß ich Dich nicht einlassen mochte, da Du hierher gekommen sein willst, um zu sterben?

Jetzt fielen sie einander um den Hals, küßten sich und grüßte je Einer den Andern beim Namen. Alsdann saßen sie zusammen nieder und redete Paulus zu Antonius: Siehe! da hast Du einen alten grauen Mann, den Du mit so großer Arbeit gesucht. Da gewahrst Du einen Menschen, der bald zu Asche werden wird. So lange jedoch die Liebe Alles erhält, sage mir, Lieber: wie steht es um die Menschheit? Baut man

noch an den alten Stätten? Welche Herrschaft waltet über der Welt? Sind noch Leute vorhanden, die in teuflischem Irrthum befangen leben? — Das beantwortete ihm Antonius, seiner Meinung nach, und wie sie also bei einander saßen und plauderten, ließ sich ein Rabe auf einem Baume sehen, der flog zu ihnen nieder und brachte ihnen ein ganzes Brod in seinem Schnabel getragen, das er neben sie legte.

Sobald er wieder von dannen geflogen war, sprach der heilige Paulus: Eia! der Herr hat uns zu essen geschickt; gewiß ist er gütig, gewiß ist er barmherzig. Es sind jetzt sechzig Jahre, daß ich alle Tage nur ein halbes Brod bekomme; deinetwegen hat Christus seines Lanzknechtes Nahrung verdoppelt. —

Danach lobten sie Gott und setzten sich zu dem Brunnen und nun erhob sich ein Hader zwischen ihnen, der bis an den Abend währte, wer das Brod brechen sollte. Paulus behauptete, es gebühre seinem Gaste Antonius; Antonius entschuldigte sich mit seinem Alter. Am Ende verglichen sie sich dahin, daß jeglicher das Brod angreifen und zu Stücken ziehen sollte. Sie thaten dies, nahmen einen Trunk Wasser zu sich und durchwachten die Nacht in Gebeten.

Am andern Morgen sagte Paulus: Ich habe vor-

längst gewußt, mein Bruder, daß Du an dem Orte wohnst; ja, vorlängst hat mir Gott verheißen, Dich mir zu einem Mitdiener zu geben. Da nun aber die Zeit meines Hinscheidens gekommen ist und ich lange begehrt habe, aufgelöst zu werden und mit Christus zu sein, wo nach vollbrachter Laufbahn mein die Krone des Gerechten harrt, bist Du von Gott gesandt, meinen Leib zur Erde zu bestatten, der Erde wieder zu geben, was der Erde ist.

Als solches Antonius gehört, seufzte er und bat Paulus, er wolle ihn doch nicht verlassen, sondern zu einem Gesellen mit auf diese Reise nehmen. Paulus entgegnete: Du sollst nicht suchen was Dir, sondern was andern Leuten nutz ist. Zwar wäre es Dir gut, die Bürde des Fleisches abzulegen und dem Lamm nachzufolgen; den andern Brüdern ist aber nütz, daß sie durch Dein Beispiel noch unterwiesen werden. Bitte deshalb, daß Du unbeschwert hinziehest, und hole mir den Mantel, den der Bischof Athanasius Dir geschenkt hat, meinen Leib darein zu wickeln und zu begraben.

Das that der heilige Paulus, der sich so lange mit Palmblättern bekleidet hatte, nicht sowohl, weil ihm sonderlich daran gelegen war, ob er bedeckt oder

blos begraben werde, sondern damit er Antonius den Schmerz seines Abscheidens mindere. Wie Antonius hörte, Paulus wisse von Athanasius und seinem Mantel zu sagen, verwunderte er sich sehr und es däuchte ihm, er sehe Christus in Paulus. Er verehrte Gott in seinem Herzen, küßte, da er nicht antworten durfte, stillschweigend und weinend Paulus Augen und Hände, und zog wiederum nach seinem Kloster, das nachmals von den Sarazenen eingenommen wurde. Wie bejahrt er auch war und wie sehr das stete Fasten ihn erschöpft haben mußte, überwand er mit Hülfe eines freien Herzens und Gemüths Beschwerde und Alter. Er kehrte kraftlos und müde heim und als ihn zwei von seinen Jüngern, die ihm schon geraume Zeit dienten, fragten, wo er so lange gewesen sei, versetzte er: Wehe mir, Sünder! der ich so lange Zeit fälschlich den Namen eines Mönchs getragen habe. Ich habe Elias, ich habe Johannes in der Wüste, ja gewiß, ich habe Paulus im Paradiese gesehen. — Sodann schlug er sich stillschweigend mit der Hand auf die Brust und holte den Mantel aus seiner Zelle. Seine Jünger baten ihn, sich ihnen mitzutheilen; er erwiederte aber: Es ist eine Zeit zu schweigen und ist eine Zeit zu reden, ging denselben Weg hinaus, den er gekommen

war und nahm keinen Bissen Speise zu sich, weil er allein begehrte, Paulus zu sehen, der ihm in Sinn und Herzen lag und fürchtete, er möge während seiner Abwesenheit in Christo den Geist aufgegeben haben.

Mit dem Anbruche des anderen Tages, nachdem Antonius bereits an die drei Stunden gewandert war, sah er Paulus in der Engel Schaar, in dem Chor der Propheten und Apostel schneeweiß leuchtend gen Himmel fahren. Da fiel er auf sein Angesicht, streute Sand über sein Haupt, weinte und sprach: Warum verlässest Du mich, Paulus? Warum gehst Du ungegrüßt hinweg? Wir haben uns so spät kennen lernen und Du ziehst so bald von dannen? — Den übrigen Weg lief er so geschwind, wie kaum ein Vogel fliegen zu können schien.

In der Spelunke fand er den todten Leichnam knieend, mit aufgerichtetem Haupte und erhabenen Händen vor, also daß er anfangs meinte, er lebe noch und bete. Er kniete neben ihn und betete auch. Da er aber kein Seufzen des Betenden hörte, stund er vor ihm auf, sahe ihm unter die Augen, fiel ihm um den Hals und küßte ihn weinend, indem er erkannte, daß auch der todte Körper Gott, dem alle Dinge leben, mit dienstlichen Geberden anrief. Darauf wickelte

er den Todten in den Mantel, trug ihn hinaus und sang geistliche Gesänge und Psalmen bei der Leiche.

Daß er keine Hacke oder Schaufel hatte, womit er das Grab öffnete, bekümmerte ihn sehr. Er wußte nicht, wie er es beginnen solle und sprach bei sich: Soll ich zu meinem Kloster heimziehen, so gehen drei Tage drauf, bleib' ich hier, so kann ich noch weniger ausrichten. Ei, so will ich sterben und bei diesem Nachfolger Christi mein Leben enden!

Indem Antonius solche Betrachtungen anstellte, kamen zwei Löwen aus der inneren Wüste, vor denen er sich Anfangs entsetzte. Jedoch richtete er sein Gemüth zu Gott und war es ihm nicht banger als ob er zwei Tauben gesehen habe. Die Löwen liefen zu der Leiche, stunden bei ihren Füßen still, schmeichelten mit dem Wedel und brüllten, als ob sie nach Vermögen Leid um ihren lieben Freund trügen, der so lange ihr Hausgenoß in der Wüste gewesen war.

Nach diesem scharrten sie unweit davon die Erde so weit auf, bis sie eines Menschen Grab zugerichtet hatten, kamen zu Antonius, dem sie Hände und Füße leckten, und stellten sich mit hangenden Ohren und niedergebeugtem Haupte hin, recht als ob sie den Lohn ihrer gethanen Arbeit forderten.

Antonius begann von Stund an Christus zu loben, also daß auch die stummen Thiere verstunden, wer Gott wäre, und sprach: O Herr! ohne dessen Willen kein Blatt vom Baume, kein Spatz auf die Erde fällt, gib ihnen wie Du weißt. Er winkte mit der Hand, sie sollten von dannen ziehen, und als dies geschehen war, trug er den Leichnam auf seinen alten krummen Schultern in die Grube, warf die Erde wieder zu und machte ein Grab.

Damit Antonius etwas von Paulus Gut hätte, nahm er anderen Tages seinen Rock, den er wie einen Korb aus Palmblättern geflochten, zog damit heim und trug ihn allerweges an den hohen Festen, indem er seinen Jüngern erzählte, wie es sich damit zugetragen hatte. Es hat auch diesem entblößten Alten niemals neben Denen etwas gemangelt, die ihres Gutes kein Ende wissen, ihre Häuser mit Marmor bekleiden und einen Acker oder ein Dorf an das andere sammeln. Sie trinken aus edlem Gesteine; ihn hat die Natur mit seinen Händen versehen, daraus er getrunken hat. Sie weben Gold in ihre Röcke: er hat selbst das schlichteste Kleid ihrer Diener oder Sklaven nicht gehabt, denen hiergegen mit ihm das Paradies offen steht, derweil sie mit ihrem Golde in den Ab-

grund der Hölle fahren. Er, ob er gleich nackt gewesen, hat das Kleid Christi behalten, sie, geschmückt mit Seide und Sammet, haben es verloren. Paulus liegt begraben und bedeckt mit leichtem Staube, unter dem hervor er zu der Glorie und Herrlichkeit auferstehen wird. Sie bleiben unter den köstlichsten Grabsteinen, von ihren schweren Gütern mit Angst und Qual belastet.

IV.

Die heilige Maria aus Aegypten.

In einem Kloster des Landes Palästina war ein Mann, genannt Zosimas, mit Worten und Werken eines guten Wandels geziert, und im klösterlichen Leben fleißig unterwiesen und auferzogen. Er galt sogar in Fasten und Abbruch dermaßen als der Unsträflichste und er legte sich noch so viel mehr auf als die Zucht gebot, um seinen Leib dem Geiste unterthänig zu machen, daß viele Klosterleute aus der Nähe und Ferne ihn besuchten, und sich nach seinem Beispiele und seiner Lehre desto besser in ein mäßiges Leben schicken lernen mochten.

Sobald Zosimas nun dieses Alles an sich gehabt, lag er unnachlässig der Betrachtung der heiligen Schrift ob und sollen ihm, was nicht unglaublich ist, selbst göttliche Gesichte erschienen sein, da ja schon Die=

jenigen, so reinen Herzens sind, dem Worte Gottes nach, Gott sehen, um wie vielmehr nicht werden göttlicher Erleuchtung und Erscheinung fähig sein, die allezeit nüchtern und wachenden Herzens bleiben.

Nichts destoweniger fiel nach diesem Zosimas ein Gedanke ein, als wäre er in Allem vollkommen und bedürfe weiter keiner Lehre und Hülfe, habe in Mönchsleben und Werken jegliches Erforderliche erfüllt. Darüber stand auf einmal Einer ihm zur Seite, der sprach: Zosimas, Du hast Dich, soviel einem Menschen möglich, wohl gehalten und in Deinem geistlichen Kriegsstande gestritten, wie es sich gebührt. Jedoch glaube mir, daß Dein gegenwärtiger Kampf mit Dir selbst, Dir unbewußt, noch größer und folgenwichtiger ist als der bestandene. Auf daß Du erkennest, wie viele andere Wege ebenfalls zur Seligkeit führen, so verlaß Heimat, Freundschaft und Vaterhaus, wie Abraham der Patriarch, und begib Dich in das Kloster, so am Jordan liegt.

Alsobald ging Zosimas dieser Stimme nach aus dem Kloster, in dem er von Jugend auf gewesen war und gelangte zu dem an dem heiligsten aller Wasserflüsse. Er klopfte mit der Hand an die Thüre und redete mit dem Pförtner, der ihn dem Abt ansagte

und zuführte. Dieser erkannte an seiner Kleidung und Gestalt, er sei ein geistlicher Mann und nahm ihn in Gottes Namen bei sich auf, als er verstanden hatte, daß und warum er da zu bleiben begehre.

Jetzund sah Zosimas, wie vortrefflich die Alten in ihren Werken waren, und wie inbrünstig und im Geiste sie dem Herrn dienten, derweil sie ebenso wenig mit der Handarbeit feierten und die heiligen Psalmen in ihrem Munde ohne Abgang waren. Da hörte man nicht ein vergebliches Wort, da war kein Gedanke auf Silber, Gold und andere weltliche Dinge gerichtet, deren Namen sie sogar nicht kannten. Jeder wollte der Vorderste sein, dem Leibe abzusterben und die leibliche Speise dieser Mönche bestand nur aus Wasser und Brod, damit sie in der Liebe Gottes desto stärker würden. Ja, Zosimas wurde durch ihr Beispiel viel gebessert, streckte sich zur Vollkommenheit und nahm in seinem Laufe rascher zu, weil er hier Mitarbeiter gefunden hatte, die das göttliche Paradies erneuten. Jetzt war die Fastenzeit vorhanden, in der die Christen von Alters her den Leib zum würdigen Empfange des Leidens und Sterbens sowie der Auferstehung unsers Erlösers zu reinigen pflegten, und blieb des Klosters Thüre allezeit verschlossen, damit

die Mönche in ihrer Andacht nichts irre oder hindere, und Niemand eingelassen würde, es wäre denn ein Mönch, um einer nothwendigen Sache willen.

Die Tradition des Herrn, so wie die Brüderschaft die erste Fastenwoche nannte, wurde folgendermaßen abgehalten. Anfangs behandelte man, dem Gebrauche nach, die heiligen Geheimnisse und empfing jeder Mönch den Leib und das Blut Christi. Danach nahmen Alle miteinander ein wenig Speise zu sich und kamen in ihrem Bethause zusammen, um auf den Knien ihre Andacht zu verrichten. Die Brüder grüßten einander herzlich, umfingen den Abt und ließen sich seinen Segen ertheilen. Nach dessen Empfangnahme ward das Klosterthor aufgemacht und zogen sie unter einhelligem Psalmengesange hinaus. Zwei oder drei Brüder blieben, nicht daß sie es hüteten, in dem Kloster zurück, wo für Diebe nichts zu holen war, sondern damit das Bethaus nicht ohne Gottesdienst gelassen würde. Jedweder Mönch nahm seine Speise mit sich, wie er mochte: einer trug Wasser oder Brod, der andere Feigen oder Dattelkerne, ein dritter eine ungewässerte Hülsenspeise, der vierte nichts als seinen eignen Leib und was er um und an sich hatte. Wobald es ihnen nöthig war, lebten sie von

den Kräutern, die in der Wüste wuchsen. Jeder Einzelne war sich selbst Regel und Gesetz ohne Uebertretung, so daß keiner auf seine Gesellen schaute, wie er fastete oder sich hielt. Wenn sie einmal über den Jordan gekommen waren, gingen sie weit, einer von dem Andern, und hatten die ganze Wüste zu ihrem Aufenthalt. Sobald Einer den Andern von fern ersah, entwich er anderwärts. Jeder lebte Gott und sich selbst, labte sich ein wenig, wenn seine Zeit vorhanden, und setzte sich auf die Erde, um zu schlafen, gleichviel wo ihn der Abend ereilte, bis am Palmsonntage wiederum Alle in das Kloster kamen und Jeder sein Gewissen zum Zeugen seiner Arbeit mitbrachte.

Zosimas durchwanderte, der Regel nach, mit den Andern die Wüste und zog immer ferner in der Hoffnung fort, einen oder mehr Einsiedler zu finden, von denen er lernen möchte.

Er war bereits zwanzig Tage umgegangen, als er ein wenig stille stand und sich gegen Sonnenaufgang wendete, um sein Gebet zu verrichten.

Nachdem dies geschehen war, sah er über sich gen Himmel und da war es ihm, als ob rechter Hand in der Ferne der Schatten eines menschlichen Leibes sich bewege. Zuerst entsetzte er sich und meinte, er

sähe einen Geist; wie er aber das Zeichen des Kreuzes gemacht hatte, legte er die Furcht von sich und erkannte bei schärferm Zuschauen, daß ein wirklicher Mensch dem Niedergang der Sonne zueile. Es däuchte ihn ein Weib zu sein; jedoch war ihr Leib von der Sonne schwarz gebrannt und glichen ihre langen Haarlocken weißer Wolle.

Zosimas freute sich des Wesens, das er für eine gute Erscheinung hielt, da er seither in der Wüste weder Mensch noch Thier wahrgenommen hatte, und wendete sich der Richtung nach ihr zu, die vor ihm in die innere Wildniß floh. Unangesehen seines Alters war er geschwinder als sie, so daß er bei seiner Verfolgung ihr je länger desto näher kam und sobald er von ihr gehört werden konnte, hub er an zu weinen und zu rufen: Warum fliehst Du mich alten Mann, Du Diener Gottes? Warte mein, wer Du auch seiest. Ich beschwöre Dich bei Gott, um dessentwillen Du an diesem wilden Orte wohnest: stehe still und gib mir abgelebtem Manne Deinen Segen und Dein Gebet.

Bei diesen Worten erreichten sie im Laufen mit einander einen ausgetrockneten Bach, und eilte das flüchtige Bild das Ufer einerseits hinab und anderseits wieder hinauf. Zosimas konnte nicht weiter und seufzte

und weinte, daß eine Zähre die andere schlug, bis das Weib seine Klagen hörte.

Die rief: Verzeihe mir um des Herrn willen, Vater Zosimas; ich darf mich nicht gegen Dich kehren; ich bin ein Weib und, wie Du siehst, aller Dinge, nackend und bloß. Willst Du mir, Sünderin, Dein Gebet mittheilen, so wirf mir Dein Kleid herüber, damit ich mich bedecke.

Da kam über Zosimas, den sie mit Namen gerufen, große Furcht und Zittern, indem er bedachte, daß das Weib niemals von ihm gehört oder ihn gesehen hatte, und also ohne göttliche Erleuchtung nicht wissen konnte, wer er sei. Er nahm seinen Mantel ab, den er ihr zuwarf, und sie umgürtete sich so gut sie konnte. Sie sagte: Was ist Dir in den Sinn gekommen, Vater Zosimas, daß Du ein sündlich Weib zu sehen begehrst? Was willst Du von mir lernen, daß Du mich mit solcher Mühe und Arbeit gesucht hast? —

Zosimas fiel vor ihr auf die Erde und bat um ihren Segen. Sie erwiederte: Mein Vater, es gebührt den Segen zu geben Dir, denn Du bist ein Priester und stehst schon viele Jahre bei dem Altare Christi, dessen Geheimnisse Du verkündest.

Er beharrte auf seinem Wunsche, und sie befriedigte ihn mit den Worten: Gebenedeiet sei Gott, der ein Heiland der Seele ist. Mehr konnte Zosimas von ihrem Gebete nicht vernehmen, da er nur ihre Lippen auf= und zugehen sah. Er stand zitternd und bebend vor der Frau, blickte auf die Erde und sprach kein Wort. Als er sie ein wenig von der Seite angeschaut, gewahrte er, daß sie während ihres Gebetes eine Elle hoch sich von der Erde erhoben hatte, gleich als ob sie in der Luft schwebend gewesen wäre.

Er erschrack darüber desto mehr, warf sich auf die Knie nieder und hielt sie, in seinem Gemüthe, für einen bösen Geist, der sich den Anschein zu beten gäbe. — Das Weib hob ihn mit den Worten auf: Was betrüben Dich Deine Gedanken, daß Du Dich an mir ärgerst, als ob ich ein Geist wäre und wollte Dich mit meinem Gebete betrügen? Du sollst dessen versichert sein, daß ich ein sündiges Weib, wiewohl getauft, kein Geist, sondern Staub und Asche bin. Ich bete mit Dir zu Gott, daß er uns vor dem Feinde und seinen Anschlägen behüte, denn sein Neid ist groß wider uns.

Sie bezeichnete sich Stirn, Augen, Lippen und Brust mit dem Kreuze und sobald der Alte dies ge=

sehen hatte, fragte er sie beruhigter: Wer und woher sie sei und wie sie sich in diese Einöde begeben habe? Sie betheuerte ihm, er werde an ihrer Erzählung keine Freude finden; da er aber dabei blieb, seinen Wunsch befriedigt zu haben, hub sie folgendergestalt zu reden an: Ich schäme mich fürwahr, Vater Zosimas, daß ich Dir meine Schandthaten eröffnen soll. Da Du aber meinen bloßen Leib gesehen hast, will ich Dir auch mein Thun und Lassen nicht verhehlen, und sollst Du klar erkennen, wie sehr mein Herz von Lasterhaftigkeit erfüllt gewesen ist. Ich kann mir recht wohl denken, daß, sobald ich angefangen habe, davon zu reden, Du wie vor einer Schlange von mir laufen wirst, um die argen Dinge nicht zu hören. Jedoch will ich Dir die Kunde nicht vorenthalten, damit Du am jüngsten Gerichte Barmherzigkeit für mich erflehest.

Ich war einst in Aegypten daheim und verließ in meinem zwölften Lebensjahre meine Eltern heimlich und ohne ihren Willen, um gen Alexandria zu ziehen. Wie ich allda meine Jungfrauschaft befleckt und mich in dem schändlichsten Lebenswandel umgetrieben habe, bin ich nicht im Stande, Dir zu sagen; Du sollst nur wissen, daß ich an die siebzehn Jahre und länger

unter dem allerschlimmsten Pöbel in öffentlicher Schmach gelegen und meine Ehre nicht verkauft, sondern aus lauter Unkeuschheit umsonst vergeben habe. War ich gleich so arm, daß ich bisweilen betteln oder um Lohn spinnen mußte, so forderte ich kein Sündengeld und es war mir immer das Liebste, daß ich mich in dem Kothe des Lasters wälzte und meinem Leibe Schande und Schmach zufügte.

Indem ich mich dermaßen hielt, sah ich einesmals im Sommer, gerade als die Erde gleich meiner Sündhaftigkeit erblühte, eine Anzahl lybischer und ägyptischer Männer nach dem Meeresstrande laufen, und fragte einen von ihnen, den ich kannte, wo sie so eilig hinwanderten?

Wir wollen nach Jerusalem, versetzte er, wo nach Verlauf etlicher Tage hergebrachtermaßen die Erhebung des Kreuzes gefeiert wird.

Ich fragte: Was dünkt Dich, nähmen sie mich wohl zu Schiffe mit, wenn ich sie begleitete? Er entgegnete: Wenn Du den Schiffslohn zu bezahlen hast, nehmen sie Dich sicher mit.

Ei, was Bruder! fiel meine Antwort aus: Ich habe nichts zu bezahlen und gehe dennoch mit; wenn ch mich ihnen zu eigen ergebe, denke ich, entrichten

sie den Fahrlohn anstatt meiner. Das wunderbare Weib hielt ein wenig in ihrer Rede innen, um sich eine Thräne abzutrocknen und fuhr mit den Worten fort: Ich habe Dir es vorgesagt, mein alter Herr, verzeihe mir. Ich muß wohl oder übel meine eigne Schande erneuen und erschrecke, weiß der Himmel! selbst davor, wie diese meine Worte nicht allein Dich, sondern sogar die Luft verunreinigen.

Zosimas vergoß vor ihren Augen seine Zähren und erwiederte: Unterlasse nicht, mir den übrigen Theil Deiner heilsamen Rede vorzutragen. Ich harre begierig auf Dein ferneres Schicksal.

Sie erzählte weiter: Sobald der Jüngling meine leichtfertige Aeußerung vernommen hatte, lachte er und ging von mir. Ich warf meine Spindel, mit der ich vor der Thüre saß, flugs aus der Hand, sprang auf und lief, so wie ich war, den Gesellen zu dem Meere nach.

Beim Gestade angelangt, fand ich unter der Schaar Jünglinge, einige mir von Leibesgestalt wohlbehagende, und verfügte mich, meinem Brauche nach, mit frecher Unverschämtheit unter sie. Liebe Gesellen, sprach ich, nehmt mich mit, wohin ihr zieht; ich werde euch nicht undienstlich sein und euch dafür Liebes ge-

nug erweisen. Ich machte sie zugleich mit allerlei unfläthigen Reden zu lachen und hatte bald ohne Mühe meinen Zweck erreicht, indem ich von ihnen in der That auf ihre Kosten mit zu Schiffe genommen ward. Wir fuhren auf und von dannen und während unserer Reise verführte ich die armen Leute wider ihren Willen mit mir zu sündigen, so daß es mich nur Wunder nimmt, wie das Meer meine Unzucht und Büberei ertragen mochte, oder das Erdreich seinen Schoß nicht aufthat, mich lebendig zu begraben. Der allbarmherzige Gott will wohl eben nicht den Tod des Sünders und wärtet langmüthig auf Bekehrung.

Unsere Seefahrt war in kurzer Zeit zu Ende und wir erreichten Jerusalem, wo ich so lange, als wir vor dem heiligen Tage angekommen waren, mein Sündenleben mit Fremden und Bürgern fortführte.

Das Fest der heiligen Kreuzeserhöhung begann in der ersten Tagesfrühe, die Glocken läuteten und Schaaren geschmückter Menschen zogen einhellig der großen Kirche zu, um dem Himmel für die Wiedergewinnung des heiligen Kreuzes aus den Händen der Ungläubigen zu danken. Ich vermochte selbst dem heiligen Drängen und Treiben nicht zu widerstehen, es litt mich nicht zu Hause und ich rannte von wilder

Hast getrieben mit den Leuten bis in den Vorhof des Gotteshauses. Ich wollte mitten unter dem Volke in das Innere dringen; allein, indem ich an die Pforte gekommen war, verhinderte mich eine geheime Kraft, den Anderen zu folgen.

Ich blieb ausgeschlossen und sah mich an der Kirchthüre allein. Ich dachte in meiner Verwunderung, ich hätte als eine schwache Weibsperson nicht weiter kommen können, und wiederholte den Versuch, mich mit aller Gewalt hineinzuschieben. Es war umsonst. Wer auch immer an die Thürschwelle kam, trat in den Tempel; mir allein war es beschieden, draußen stehen zu bleiben. Es war mir ebenso, als ob ich von einer Kriegsrotte hin und wieder gestoßen und von dem Eingange abgetrieben würde. Doch hinderte mich auch eine plötzliche Gewalt, mich aus dem Vorhofe zurück in's Freie zu finden.

Meinen ernstlichsten Versuchen widerfuhr drei Mal das Nehmliche, und als ich einsah, daß ich ein für allemal nichts ausrichtete, stellte ich mich, matt und müde, in einen Winkel des Hofes, um zu erwägen: warum ich nicht in die Kirche habe kommen können, das lebendigmachende Holz anzuschauen. Der Verstand des Heils dämmerte in mir auf, und traf mit

seinem ersten Strahl mein Herz, um die Fenster seiner Augen zu erleuchten.

Ich bedachte, daß mich nur meine groben Sünden nicht in das Heiligthum gelangen ließen und hub tief bekümmert an zu weinen und zu seufzen und meine Brust zu schlagen, indem ich von ungefähr über mir ein Bildwerk der heiligen Gottesgebärerin erblickte, dessen Augen unverwandt auf mich gerichtet waren.

Ich klagte diesem alle meine Noth und rief schluchzend aus: O, Du Herrscherin und Jungfrau! Ich weiß wohl, daß ich, Abscheuliche, Dich weder ehren, noch mit unreinen Augen anblicken soll, da Du allezeit keusch an Leib und Seele gewesen bist und mich verwerfen mußt. Weil nun aber der Gott, den Du würdig geboren hast, eben darum Mensch geworden ist, daß er die Sünder zu der Buße berufe, so stehe mir Elenden bei, die ich sonst keine Hülfe und Rettung weiß, und gestatte mir gnadenreich, in die offene Kirche einzugehen. Ich verspreche Dir dafür, daß, wenn Du mich das Kreuz Deines Sohnes anbeten läßest, ich meinen Leib hinfort nicht mehr schänden, sondern der Welt auf immer entsagen will, um den Weg der Seligkeit einzuschlagen, auf den Du, wie ich hoffe, mich selbst geleiten wirst.

Wie ich solches gesprochen hatte, hielt ich bei mir dafür, daß die heilige Jungfrau es mich wohl erlangen lassen werde. Ich erhob mich von meinen Knien, ging von dem Orte, wo ich gebetet hatte, und that mich wiederum unter die Leute, die zur Kirche wallten. Siehe! da war auf einmal Niemand mehr, der mich zurückhielt und jetzt drängte mich das Volk zu der heiligen Stätte, an die ich zuvor keinen Fuß hatte setzen dürfen. Es wandelte mich vor lauter Freuden eine Furcht an und durchschauerte mich ein Frösteln, das doch meinem erkälteten Herzen eine wohlthuende Wärme einhauchte und mich im Anbeten des Kreuzes die heiligen Wahrheiten des Himmels schauen ließ. Ich verließ die Kirche als ein neuer Mensch und brachte im Vorhofe dem Muttergottesbilde das heiße Opfer meines Dankes dar, indem ich die Heilige bat, mir auch den Weg der Buße und Seligkeit anzuzeigen.

Die Worte meines Gebetes waren nicht sobald über meine Lippen, so vernahm ich von einer Stimme aus der Luft: Gehe über den Jordan und Du wirst Ruhe finden. Als ich mich aus dem Vorhofe entfernte, empfing ich von einem frommen Manne drei Pfennige zum Almosen, für die ich drei kleine Brode kaufte, um sie zum Segen mitzunehmen.

Von dem Brodverkäufer erfuhr ich den Weg zum Jordan und darauf trat ich meine Reise mit Weinen an. Schon vor Sonnenuntergang war ich in Johannes des Täufers Bethaus am Flusse, wo ich mein Angesicht und meine Füße in dem Wasser wusch und in dem Kloster des heiligen Mannes zum erstenmale das Abendmahl empfing. Nach diesem Werk der Gnade, aß ich ein halbes Brod, that einen Trunk Wassers aus dem Jordan und legte mich zur Ruhe nieder, die ich mit seligem Genügen fand. Des andern Tages, neugestärkt erwacht, fuhr ich mit einem Kahn in die Wüste hinüber und von jener wunderbaren Zeit an bis zu diesem Tage habe ich abgeschieden von aller Welt gelebt und unablässig Gott den Herrn erwartet, der alle Sünder selig macht, die sich zu ihm bekehren.

Hier beendigte das Weib ihre Rede und fragte Zosimas nach einer Pause: seit wie lange sie in dieser Wüste sei?

Ich meine, es sind siebenundvierzig Jahre, erwiederte sie und fuhr auf seine Frage: Was sie bisher für Speise an dem Orte gefunden? fort zu antworten: Ich habe drittehalb Brode mit mir über den Jordan gebracht, die nach und nach steinhart geworden sind.

Davon habe ich während einiger Jahre ein Weniges genossen.

Zosimas fragte weiter: Und kam es Dir nicht sauer an, so lange Jahre ohne Beschäftigung zu sein oder ist Dir die jählinge Absonderung von den Menschen nicht gleicherweise mühselig gewesen?

Du fragst mich ein Ding, mein Vater, versetzte sie, worinnen viele Gefahr enthalten ist, denn, so ich Dir die Leiden, die ich ausgestanden, wiederum erzählen und der Arglist meiner vergangenen Gedanken mich erinnern soll, befürchte ich, sie möchten auf's Neue in mir auferstehen. Zosimas beharrte in seiner Forderung, Alles bis auf das Kleinste zu erfahren, und sie sagte: Du mußt mir wohl oder übel glauben, Vater Zosimas, daß ich in dieser Wildniß leider! siebzehn Jahre lang mit wüsten Gedanken wie mit wilden Thieren zu schaffen, und wider fleischliche Anfechtungen und Anfälle zu streiten gehabt habe. Jedesmal, wenn ich an den Ueberfluß hiervorgehabter Speise dachte, stand mein Gelüsten nach den Fischen oder dem Fleische, wovon ich in Aegypten zehren konnte. Ich hatte eben so unablässigen Durst nach Wein, und mich verlangte nicht minder nach den unlautern Liedlein, die ich ehedem gelernt hatte. Allein

ich goß meine Zähren aus und schlug meine Brust vor Reue mit Fäusten. Ich ward Derer eingedenk, die ich mir zur Bürgin bestellt hatte, ehe ich in die Wüste ging und rief die Mutter Gottes an, mir alle bösen Vorstellungen aus dem Sinne zu nehmen. Ich hatte viel geweint und es umschien mich ein Licht mit großer Klarheit, bis mich die losen Gedanken wiederum umgarnten, wie höllisches Feuer in meinem Innersten brannten und mir verderbliche Begierden einflößten. So wie mich nun für und für derlei weltliche Versuchungen peinigten, nahm ich meine Zuflucht zu den Waffen des Gebetes, warf mich in Zerknirschung auf die Erde und richtete mein Angesicht nicht eher wieder auf, bis Tag und Nacht vergangen war und ich auf's Neue mit dem lieblichen Schein umfangen ward, der alle Täuschung zu nichte machte. Also vergingen mir diese siebzehn Jahre in stetem Kampf und Sieg, und nach Ablauf solcher Frist ist meine Helferin allezeit bei mir gewesen und hat mich allenthalben behütet.

Zosimas fragte: Hast Du weiter gar nicht Speise und Trank oder Kleider bedurft?

Ich habe die drei Brode verzehrt, sagte sie, und danächst an die siebzehn Jahre Kräuter gegessen, die

ich in der Wüste fand. Die Gewande, die ich mit mir über den Jordan gebracht habe, sind zerschlissen und nach und nach an meinem Leibe verfault, so daß ich von Winters Kälte und Sommers Hitze im ersten Anfange übel genug geplagt worden bin. Von der Zeit an bis jetzt hat die göttliche Barmherzigkeit meinen Körper von aller Gefährdung befreit. Bedenke ich, was alles und wie viel ich ausgestanden habe, so ist es mir eine große Freude und wächst in mir die Hoffnung der Seligkeit. Meine Speise, mein Trank und meine Kleidung ist mir das Wort des Herrn, denn der Mensch lebt nicht allein vom Brode, sondern von jedem Worte, so dem Munde Gottes ausgeht. Die Schrift sagt: Die nicht Kleider haben, werden mit den Felsen angethan, die der Bosheit Kleidung abgelegt haben.

Wie nun Zosimas in Wahrheit hörte, daß das Weib die Schrift anführte, sagte er: Hast Du auch die Psalmen oder andere heilige Bücher gelesen, gute Frau?

Sie gab zur Antwort: Ich habe niemals lesen gelernt oder lesen hören. Das allezeit lebendige Wort Gottes unterrichtet den Menschen in Jeglichem.

Da kniete der alte Mann nieder, erhub seine

Stimme mit Weinen und pries Gottes Werke, bis die Frau ihn mit den Worten in die Höhe richtete: Ich beschwöre Dich, Niemand zu sagen, was Du von mir vernommen hast, bis mich Gott von diesem Erdreiche nimmt. Einstweilen ziehe Deines Weges in Frieden. Für das nächstkommende Jahr bitte ich Dich, daß Du in der Fastenzeit Dein Kloster nicht verlässest, was Dir auch nicht zugelassen werden würde, und am grünen Donnerstage an den Jordan kömmst, um mir die heiligen Sakramente zu verabreichen.

Nachdem das Weib diese Worte von sich gegeben hatte, eilte sie im Fluge der inneren Wüste zu und war dem Mönche aus den Augen geschwunden. Zosimas küßte die Erde, wo sie gestanden hatte, gab Gott die Ehre und begab sich in sein Kloster heim, wo er zu rechter Zeit mit seinen Brüdern anlangte, und das ganze Jahre durch, das ihm fast zu lang werden wollte, schwieg. Als die verheißne Zeit verflossen und der erste Sonntag der Fasten abermals vorhanden war, zogen die Brüder ihrem Brauche nach der Wüste zu, derweil Zosimas von einem Fieber zu Hause festgehalten wurde. Er gedachte dessen, was ihm die Frau gesagt, und nach etlichen Tagen richtete er sich wieder auf und ging im Kloster herum. Die

Klosterleute kehrten zu der festgesetzten Zeit zurück und am Abend des grünen Donnerstags that Zosimas, wie ihm befohlen war.

Er nahm in einem kleinen Kelche den Leib und das Blut Christi, in einem Körbchen ein wenig Feigen, Dattelkerne und ausgewässerte Linsen mit und ging, der heiligen Frau gewärtig, nach der sein Herz und Gemüth stand, an das Ufer des Jordans. Hier setzte er sich nieder und schaute fleißig nach der Wüste, bis er zu sich selbst sagte: Vielleicht ist sie schon da gewesen und wieder von dannen gegangen? Alsdann hub er angstvoll an zu weinen und betete zu Gott, er möge ihn sie noch einmal sehen und nicht unverrichteter Sache fortziehen lassen. Hinterher fiel ihm ein Anderes ein und sagte er: Was wird sie beginnen, wann sie kommt, um über den breiten Jordan zu gelangen? Es ist kein Schiff da, das sie zu mir Sünder führe. Mit einemmale sprang er aus seinen Gedanken auf, und nahm zu seiner Freude wahr, daß sie bereits gekommen.

Es war die Nachtzeit angebrochen und erhellte lichter Mondschein die Gegend. In seinem Dämmer gewahrte Zosimas, daß das Weib das Kreuz über den Jordan zeichnete, zu dem Wasser hinunterstieg und

darüber wie über einen satten Boden schritt. Der fromme Mönch entsetzte sich in heiliger Scheu und wollte niederknien; wie die Erscheinung aber das sah, fing sie auf dem Wasser an zu rufen: Was bist Du im Begriffe zu thun, Vater Zosimas! Bedenke, daß Du ein Priester Gottes bist und trägst die heiligen Geheimnisse.

Zosimas willfahrte ihr und so wie sie am Ufer zu ihm trat, ließ er die Worte von sich hören: Gott lügt nicht, der da spricht: Die werden ihm gleich sein, die sich selbst reinigen. Ehre sei ihm in der Höhe, daß er mir durch seine Dienerin zu erkennen gibt, wie viel mir noch abgeht. Danach ließ sie sich das Vaterunser vorsprechen, gab ihm den Kuß des Friedens und empfing kniend das heilige Abendmahl. Als dies geschehen, streckte sie beide Arme gen Himmel und rief aus: Nun laß Deine Dienerin nach Deinem Worte hinfahren, mein Gott, denn meine Augen haben den Heiland gesehen. — Zu dem Alten sagte sie: Verrichte das Andere und ziehe in Dein Kloster heim. Wann das Jahr um ist, kommst Du abermals hierher, wo Du mich, so Gott will, wiedersehen wirst.

Zosimas antwortete: Wollte Gott! ich könnte Dir schon gegenwärtig nachgehen und Dein theueres Ant-

litz schauen, und bat sie, vor ihrem Scheiden von seiner Speise zu sich zu nehmen, die er ihr im Korbe zeigte.

Das Weib griff mit den Fingern in die Linsen und nahm drei Körner mit den Worten in den Mund: Es ist genug an der Gnade des Geistes, daß er die Seele makellos erhalte. Bitte Gott für mich und sei meiner Armuthseligkeit eingedenk.

Alsdann machte sie nochmals das Zeichen des Kreuzes über den Fluß und wandelte trocknen Fußes hinüber. Zosimas sah sie nicht mehr und ging fröhlich und betrübt in sein Kloster, indem er sich unterwegs schalt, sie nicht nach ihrem Namen gefragt zu haben.

Er dachte daheim so lange über diese Sache schweigend nach, bis abermals ein Jahr in's Land gegangen war und sowie sich Zosimas dessen versah, brach er eilends auf, um die glorwürdige Frau, ihrer Verheißung zufolge, ein letztesmal zu sehen.

Er erkannte an etlichen Zeichen, daß er auf dem rechten Wege war und wanderte in der großen Wüste unverdrossen hin und wieder, indem er wie ein fleißiger Jäger nach einem Wildpret allenthalben um sich spähte. Er konnte lange nichts erschauen und bat nur

Gott, ihm seinen verborgenen Schatz endlich zu entdecken.

Da kam er an einem Orte an, der einem Regenwassergraben gleich sah. Er stund an dem unteren Theile und erblickte an dem oberen einen Sonnenschein. Er schaute näher zu. Siehe! da lag der heilige Leichnam todt, mit gefalteten Händen, wie es sich für ihn gebührte, und sah gen Morgen. Zosimas lief hinzu, wusch die Füße der seligen Frau mit seinen Zähren, da er ihr kein anderes Glied anrühren durfte und verrichtete das Gebet zur Begräbniß. Bei sich selbst sprach er zwar derweil: Vielleicht ist dies ihr Wille und ihre Meinung nicht. Er hatte den Gedanken aber kaum gehabt, so sah er neben sich eine Schrift in die Erde gezeichnet, die lautete: Begrabe, Vater Zosimas, der armen Marie Leib, gib der Erde wieder, was der Erde ist und wirf den Staub zum Staube.

Er wollte daran gehen, ihr die letzten Pflichten zu erfüllen und nahm zu seiner Freude ein spitzes Holz wahr, das unfern lag. Damit grub er die Erde auf, die er auf den Leichnam in die Gruft warf, doch war der Boden so hart und fest, Zosimas so alt, schwach und abgemattet, daß geraume Zeit verging, ehe er damit im Schweiße seines Angesichts zu Stande

kam. — Nach vollbrachtem Tagewerk stimmte er ein Loblied auf den Heiland an, betete noch einmal schweigsam auf dem Grabe und ging nach dem Kloster, wo er zu männiglich Verwunderung dem Abte und der Brüderschaft erzählte, was ihm mit der heiligen Maria Aegyptiaca begegnet sei.

Er lebte in dem Kloster bis er hundert Jahre alt war und ist danach selig in dem Herrn entschlafen.

V.

Der heilige Malchus.

Es ist zu wissen, daß zu den Zeiten des heiligen Kirchenvaters Hieronymus, wie er uns selbst erzählt hat, in dem etwa dreißig Meilen von Antiochia gelegenen Dorfe Maronia ein braver Ackersmann von seinem Weibe einen einzigen wohlgearteten Sohn, Namens Malchus, hatte, der seinen Eltern fast nicht früher als da er in das erwachsene Alter getreten war, und von ihnen verheirathet werden sollte, zu sorgen gab.

Sein Vater und seine Mutter riefen ihn sodann vor sich und sein Vater sprach liebreich zu ihm: Du bist nun groß geworden, wie Du siehst, mein lieber Sohn, und hast keine Brüder und Schwestern; wir stehen unserem Greisenalter nahe, und ich trete gar schon in mein siebenzigstes Lebensjahr. Wir gedenken Dir also ein Weib zu geben, das uns ein Trost un-

serer Hülflosigkeit, Dir ein Glück und eine Freude sei, indem es mit Dir vor Gottes Angesicht lebe und Dir den Segen des Himmels durch Kinder in Dein Haus bringe, und wünschen sehnlichst, daß Du nicht lange zauderst einzusehen, wie ungleich schwerer es Dir bei vorgerückteren Jahren fallen werde, eine lebenswierige Verbindung einzugehen.

Malchus hatte der freundlichen Rede seines Vaters aufmerksam zugehört und erwiederte nach einigen Ausdrücken seiner Ehrerbietung kurz und bündig: Er könne ihre Wünsche nicht befriedigen, da er ganz und gar der Welt zu entsagen und sich Gottes Dienste zu widmen angelobt habe.

Die Eltern betrübten sich über diese Worte und stellten ihrem Sohne wiederholt vor, wie er also seinen Stamm ausgehen lasse, dessen Erhaltung ja jedwedem Menschen erfreulich sei und ihrem Besitzthume den rechtmäßigen Erben entziehe.

Sie mochten ihn aber so liebreich beschwören, wie sie wollten, er widerstand unerschütterlich mit der Antwort: Er habe beschlossen, nur an das Heil seiner Seele zu denken, die sich nicht um das Irdische kümmere und ward am Ende durch die täglich erneuten Bitten und Beschwörungen, ja, Drohungen genöthigt,

vor den alten Leuten Ruhe zu suchen und zu desto schnellerer Vollziehung seines frommen Entschlusses aus dem elterlichen Hause zu entfliehen.

Von der Nähe Persiens abgehalten, sich gen Morgen zu wenden, da die Kriege mit dem Volke sogar die römischen Grenzheere zwangen, auf ihrer Hut zu sein, schlich Malchus verstohlen den Einsamkeiten der steinigen Wüste zu und erreichte nach einigen Tagen ein von Heiligen und Mönchen bewohntes Kloster, dessen Regel er sich mit Herzensfreudigkeit unterwarf.

In seinem neuerwählten Berufe kasteite er seine weltlichen Begierden und die Kraft und Frische seiner Jugend angelegentlich und verdiente sich mit seiner Händearbeit Tag für Tag die spärlichen Bedürfnisse seines Lebens. Als er aber nach mehreren in dem Kloster zugebrachten Jahren von ungefähr den Tod seines Vaters erfuhr, ergriff ihn die Sehnsucht, zu seiner verlassenen Mutter zu gehen, um ihre Witwenschaft zu trösten. Er wollte danächst das ihm zugefallene Habe zu Gelde machen, und es theils den Armen des Herrn und seinem Kloster schenken, theils damit anderweit nach seinem Belieben thun. Er begab sich zu seinem Abte, ihn um Urlaub zu seiner Reise anzugehen. Der vor Alter wie vor Einsicht und Er=

fahrung ergraute heilige Mann erklärte ihm indessen, wie dies eine Versuchung des Teufels sei, der unter dem Deckmantel eines ehrbaren Dinges seine Listen und Schlingen berge, die schon weise und wackere Mönche genug betrogen haben, und gab sich doch nur eine vergebliche Mühe, seinen geistlichen Sohn von dem festgehaltenen Gedanken der Reise abzuziehen Der Abt erkannte, daß weder Vernunftgründe noch Vorstellungen etwas über den Jüngling vermochten, und beschwor ihn, seine Knie umklammernd, bei dem alleinigen Gott, Seele und Körper nicht der Gefahr gleichsam gewissen Verderbens auszusetzen, da der Weg von Beröa nach Edessa noch unlängst durch sarazenische Räuber äußerst unsicher gewesen sei. Er führte ihm desgleichen das Wort des Evangeliums an: Wer seine Hand an den Pflug leget und siehet zurück, der ist nicht geschickt zum Reiche Gottes und bedeutete ihn wie sein Vorhaben ihn nur dem Hunde gleich stelle, der immer wiederkehre, seinen eigenen Auswurf zu besehen, oder dem verirrten Schafe ähnlich mache, das freiwillig seinen Pferch verlasse, um dem Rachen des Wolfes entgegen zu laufen.

Trotz allen dem ließ Malchus jedoch nicht von seinem übelberathenen Entschlusse ab, weil er arg=

wöhnisch war, der fromme Abt suche nicht seines Schutzbefohlenen Heil, sondern seinen eignen Trost an ihm, und so folgte dieser dem Scheidenden wie einer Leiche oder einem Verbrecher bis vor das Klosterthor, wo er schweren Herzens Abschied nahm.

Aus Furcht vor den Räubern schloß sich der Jüngling andern desselben Weges wandernden Leuten mit der Uebereinkunft an, sich in Gefahren gegenseitig beizustehen, und die kleine Karavane war etwa siebenzig Männer, Frauen und Kinder jedes Standes und Alters stark. Sie hatten aber kaum eine Tagereise zurückgelegt, als eine Schaar Ismaeliten aus einem Hinterhalte so plötzlich mit gezückten Schwertern und wildem Todesgeschrei hervorbrach, daß sie sich allesammt zur Flucht wendeten, die nur Wenigen gelang. Die meisten Pilger geriethen in Gefangenschaft und Malchus wurde mit einer jungen Frau einem und demselben Herrn zuertheilt, der sie auf Kameele steigen hieß und auf einem langen und beschwerlichen Wege über einen Fluß in eine tiefe Einsamkeit führte, wo dem jungen Mönche eine Heerde anvertraut ward und er fern von menschlicher Gemeinschaft insoweit zufrieden lebte, als er an diesem abgelegenen Aufenthalte seinen Beruf sogar besser als im Kloster zu er-

füllen meinte. Er erwog überdies bei sich, wie die heiligen Patriarchen lange Zeit ebenso gebetet haben müßten, und danach blieb ihm von seinen überstandenen Gefahren nur die Erinnerung, indem er, getroster Seele, Gott lobte und die Psalmen, die er auswendig kannte, zu seiner Erbauung absang.

Nur gleichsam noch nicht gesättigt durch das über ihn verhängte Ungemach, dachte ihm sein Schicksal neue Leiden zu. Einsam und verborgen floß ihm sein Leben hin, kein Mensch auf der weiten Welt kümmerte sich um ihn und dessen ungeachtet konnte er sich den Augen der Feindin irdischer Glückseligkeit nicht entziehen. Sein Herr versah sich allmälig der treuen Dienste dieses Christensklaven und ließ ihn eines Tages mit der gefangenen Christin vor sich kommen, wo er zu ihm sprach: Ich bin mit Deiner Aufführung so wohl zufrieden, Malchus, daß ich beschlossen habe, Dir einen Beweis meines Wohlwollens zu geben, der, wenn Du seither schon eifrig für meinen Nutzen besorgt gewesen bist, groß genug sein soll, Dich fortan durch das Gefühl der Dankbarkeit mir durchaus ergeben zu machen. Nimm diese Christensklavin zu Deinem Weibe. Ich habe sie mit Dir gefangen und seither als Magd gebraucht. Lebe mit ihr in Frieden

und erfreue Dich ihrer wie Du willst. Vielleicht daß sie Dir ein Trost in Deinem Unglück werde.

Wie überaus ob dieser Gunstbezeigung nun bestürzt, entgegnete der Mönch doch voller Zuversicht, er wolle nichts von dieser Ehe hören, und sein Gesetz verbiete ihm, ein Weib zu nehmen, das, so wie dieses, bereits die Gattin eines andern von ihr getrennten Mannes sei.

Da riß der unbändige Herr sein Messer aus dem Gürtel und würde Malchus in der Wuth getödtet haben, hätte derselbe nicht die Arme in Angst ausgestreckt und das Weib umfangen.

Der Herr sah seine Geberde für eine stillschweigende Einwilligung an, und sandte das Paar in eine halbverfallene Höhle, wo ihnen die Nacht in stummer Traurigkeit und Haß des Einen gegen das Andere verging.

Nunmehr fühlte Malchus erst recht seine Gefangenschaft, fiel auf die Erde und hub an, seinen verlornen Mönchsstand zu beweinen. Bin ich, Armer, sprach er, denn nur deshalb so lang erhalten worden, daß ich aufhöre, keusch zu sein, wenn ich anfange, grau zu werden? Was hilft es mir, daß ich Eltern, Vaterland und Hab und Gut um des Herrn willen

verlassen, wenn ich jetzt thun soll, was ich damals geflohen habe? Oder leide ich dies eben darum, weil ich mich nach meiner Heimat sehnte? Ach, mein Herz und meine Seele! was thun wir? Sollen wir verderben, oder obliegen und siegen? Soll ich der Hand des Herrn warten, oder mich mit eigener Wehr entleiben? Stich das Schwert immer in Dich, Malchus, Deiner Seele Tod ist mehr zu fürchten als der des Leibes. Die bewahrte Keuschheit hat auch ihre Marter. Es liege gleich der Zeuge Christi unbegraben in der Wüste; ich will mein Selbstverfolger und Marterer sein.

Danach zog er ein Messer, zuckte es wider sich und sagte zu dem fremden Weibe: Bleibe Du in Gottes Obhut, Unglückliche, ich scheide aus der Welt. — Die Frau hörte diese Worte und sah den geschwungenen Stahl durch die Dunkelheit der Höhle blitzen. Sie lief geschwind hinzu, ihrem Leidensgenossen in die Arme zu fallen und warf sich ihm weinend zu Füßen, indem sie ihn bei Allem, was ihr in den Sinn kommen wollte, beschwor, sich zu beruhigen. O, Malchus! rief sie, bei der Bedrängniß dieses Stündleins, vergieße nicht Dein Blut zu meiner Sünde. Oder, wenn Du sterben willst, so wende das Schwert zuerst wider mich, daß wir zusammen umkommen. Wisse

daß, wenn gleich mein Mann wieder zu mir käme, ich meine Keuschheit bewahren wollte, an die meine Gefangenschaft mich gewöhnt hat. Ich würde eher sterben als ich sie verließe und warum wolltest Du sterben, um nicht mein Mann zu sein, da ich sterben müßte, wolltest Du es sein? Nimm mich zur Gehülfin Deiner Keuschheit an und lasse uns einander zu der Seele, nicht zu des Leibes Vereinigung, lieben. Scheinen wir vor unserer Herrschaft Mann und Weib, derweil Christus Dich allein als meinen Bruder kennt.

Die Christin bekehrte Malchus auch, ihre Meinung anzunehmen, und es geschah Alles, wie sie ersonnen hatte. Das fromme Paar ward seinem Herrn von Tag zu Tage lieber und seitdem derselbe es durch die Ehe verbunden glaubte, kam kein Argwohn in ihn, daß Malchus entfliehen könne, wenn er als ein treuer Viehhirt oft einen Monat lang in der Wildniß umzog.

Nach langer Zeit, in der Malchus ein elendigliches Leben erduldet hatte, stand derselbe einst in der Wildniß, wo sein Auge weit und breit nur Himmel und Erde sah. Seine Heerde weidete um ihn und sein sinnendes Haupt ruhete in seinen auf den Hirtenstab gestützten Händen.

Da ging er in seinen Gedanken schweigend durch, wie viele und große Unfälle ihm sein vergangenes Leben geboten hatte und sein gegenwärtiges bot und machte sich in seiner Erinnerung auch die Gesellschaft der heiligen Mönche gelten, in der er auferzogen und erwachsen war. Ja, vor allen stellte sich ihm das Bild des ehrwürdigen Abtes dar, der ihn mit so erbarmender Liebe den Weg des Heils geleitet hatte und bei seinem Scheiden so betrübt über ihn gewesen war.

Indem er sich so gedankenschweren Vorstellungen tiefer als je ergab, nahm er von ungefähr einen Haufen Ameisen wahr, die nach ihrer Gewohnheit in einer geschäftigen Reihe einen engen Pfad ab und zu liefen, bald verschiedene Mittel ihres Unterhaltes mit dem Munde zusammenschleppten, bald aus den kleinen Höhlen die Erde räumten und gegen eindringendes Wasser andämmten, bald die Spitzen der Saamenkörner benagten, daß sie während des Winters nicht in der Erde keimten, bald die kleinen Leichen ihrer Gefährten mühsam hinwegtrugen; jedoch trotz ihrer großen Menge einander nie beschwerlich fielen, sondern immer zu gelegener Zeit denen, die sie allzuschweren Lasten erliegen sahen, beistanden, und überdies unbe=

schadet aller gesetzlichen Ordnung, bei zufälligem Begegnen verweilten und einander bekrochen, um sich ihre wechselsweisen Absichten anzuvertrauen. Ein solches Beispiel von Emsigkeit erklärte ihm sein dumpfes Unbehagen mit einemmale und machte ihm seine Knechtschaft unleidlicher als je, indem es seine Sehnsucht nach den Uebungen seines Klosterlebens erweckte. Er kehrte in seine unwohnliche Behausung zurück und schloß seiner Gefährtin, auf die Frage, warum er so niedergeschlagen sei, seine ganze Seele auf. Sie hörte ihn aufmerksam und theilnehmend an und rieth nicht nur selbst zur Flucht, sondern bat und flehte ihn so rührend, sich mit ihr sobald wie möglich dieser Gefangenschaft und ihren Gefahren zu entziehen, daß er sich entschloß, den Versuch zu wagen. Sie hatten deshalb Beide viel heimliche Gespräche mit einander und schwebten zwischen Furcht und Hoffnung, bis es Malchus an der Zeit zu sein schien, seinen Plan zur Ausführung zu bringen.

Er traf mit der guten Frau die nothwendigen Vorbereitungen, schlachtete zwei der größten Böcke seiner Heerde, denen er die Felle zu Schläuchen abzog und deren Fleisch er dergestalt zubereitete, daß es ihnen auf den öden Wegen ausreichende Nahrung

wäre und benutzte die Zeit der einbrechenden Nacht dazu, mit seiner Leidensgefährtin unbemerkt dem Ufer des Flusses zuzufliehen.

Nach einer beschwerlichen Wanderung von zehn Meilen allda angelangt, warf Malchus die mitgenommenen Schläuche, die er vorher aufblies, in die Fluth und übergab, sich mit dem unverzagten Weibe darauf ruhend, ihrer Willkühr, die sie der Strömung entlang fortriß. Beide Flüchtlinge strebten mit ihren Füßen, das jenseitige Ufer an einer entfernten Stelle zu erreichen, damit ihre Verfolger ihre Spur nicht so leicht wiederfänden; leider aber büßten sie bei dieser Schifffahrt einen Theil ihrer Mundvorräthe ein, von denen ihnen nur so viel übrig blieb, als etwa bis zum dritten Tage ausreichte. Sie trieben an dem ersehnten Ufer an und flohen eiligst weiter; jedoch sahen sie sich bei jedem Schritte aus Besorgniß verfolgt zu werden um und setzten sowohl aus diesem Grunde als wegen der glühenden Sonnenhitze und aus Furcht vor andern Räubern ihre Reise nur bei Nachtzeit fort.

An dem dritten Tage ersahen sie in der Angst ihres Herzens von weitem zwei Menschen, deren eilender Schritt ihnen den Anschein Verfolgender lieh. Sie ahneten Unheil und der Gedanke der unvermeid-

lichen Todesgefahr benahm ihnen allen Muth und alle Besinnung. Keines von Beiden wußte mehr, wo es war, noch wohin es wollte und erst allmälig gewannen sie wieder Willenskraft genug, was irgend möglich zu ihrer Rettung zu thun. Da sie eine tiefe Höhle vor sich liegen sahen, drangen sie in Hast hinein; wiewohl ihre Schritte sie noch nicht weit in den finstern Schlund getragen hatten, als eine noch stärkere Furcht die anfängliche überwältigte: sie bedachten, wie wilde Raubthiere und giftiges Gewürme vor der Hitze jener Gegenden an solch schattigen Orten Zuflucht zu suchen pflegen und bargen sich in einer Grube, die sie darin geöffnet sahen, um sich nicht selbst den Tod zu geben, den sie flohen. Sie dachten: Hilft Gott uns Armen, so geschieht uns wohl, verachtet er uns Sünder, so haben wir unser Begräbniß. Unterdeß eilten die Verfolger, Herr und Knecht, den in den Sand geprägten Fußstapfen nach und stiegen vor dem Eingange der Höhle von ihren Kameelen. Der Herr schickte zuerst den Knecht hinein, die Flüchtlinge zu holen und hielt draußen die Kameele, indem er mit bloßer Wehr und bösem Willen ihrer harrte, die in den bangen Augenblicken fühlten, daß die Erwartung des Todes weit schlimmer als er selbst ist.

Geblendet, aus der Helle in die Finsterniß gelangend, schritt der Knecht den Beiden vorbei, ohne sie zu sehen und rief in der innern Höhle mit starker Stimme: Hervor, ihr Uebelthäter, ihr müßt sterben! Was steht und erwartet ihr? Euer Herr entbietet euch zu sich, euch zu lohnen. — Das Gebrüll hallte in der unterirdischen Höhle vielfach wieder und gab dem verborgenen Paare fast vor Angst den Tod. Indem aber der Knecht noch redete, sprang eine entsetzliche Löwin auf ihn zu, die ihn augenblicks zu Boden warf und, nachdem sie ihn mit ihren Zähnen so fest an der Kehle gepackt hatte, daß er umsonst versuchte, um Hülfe zu rufen, ihre blutbesudelte Beute dem unheimlichsten Schlupfwinkel zuschleppte. Der Herr erwartete seinen Knecht geraume Zeit und wußte sich ein so langes Ausbleiben nicht zu erklären; am Ende aber erbitterte ihn der Verdacht eines von Zweien gegen Einen versuchten Widerstandes zu solcher Wuth, daß auch er sich blindlings in die Höhle stürzte und seinen säumigen Diener, so wie die unglücklichen Flüchtlinge mit den lautesten Schmähungen lästerte. Er war indessen nicht sobald über die Grube hinausgedrungen, so kehrte dieselbe Löwin noch wüthender als vorher wieder und riß auch ihn auf der Stelle in Stücken.

Aus Furcht in ihrem Lager gestört zu werden, faßte sie darauf mit den Enden ihrer Hacken ihre junge Löwenbrut und räumte die Höhle dem durch sie geretteten Paare.

Ungesehen hatten Malchus und seine Gefährtin dem Vorfall zugeschaut, und es bestürmten mannichfaltige Gefühle ihre Herzen. Erst machte sie das Geschrei des Knechtes und der Anblick ihres racheburstenden Gebieters auf das Äußerste bestürzt, alsdann jagte ihnen das reißende Thier das tödtlichste Entsetzen ein. Jeden Augenblick gewärtig, dessen Grimm sich wider sie selbst richten zu sehen, sträubte sich ihnen das Haar auf dem Kopfe, und war das schwache Weib mehr als einmal drauf und dran laut aufzuschreien, wiewohl das Bild der ihrem Leben drohenden Gefahr sich ihr mit so überzeugender Wirklichkeit vor Augen stellte, daß sie kalt und regungslos wie Stein des Ausganges gewärtigte. Auf der andern Seite wollte es wieder Beiden scheinen, als habe der Himmel sich ihrer in der höchsten Noth erbarmt und ihnen Hülfe verliehen, derengleichen sie weder hätten ersinnen noch erflehen können. Doch glaubten sie sich auch nach dem Verschwinden der Löwin nicht in Sicherheit und wagten sich unter dem Schutze des anbre-

chenden Abends aus ihrem Verstecke. Sobald sie die Höhle im Rücken hatten, bestiegen sie die Kameele der Zerfleischten, stärkten mit dem Vorrathe von Lebensmitteln, den sie darauf vorfanden, ihre Kräfte und setzten, Gott dankend und lobpreisend, ihre Reise fort. Sie beendeten dieselbe nach zehn Tagen in dem Lager der Römer, deren Tribun sie, nachdem er ihre ungewöhnliche Schicksale vernommen hatte, dem Procônsul Mesopotamiens, Sabinus, zusendete.

Nicht lange nach diesem erfuhr Malchus den Hintritt seines frommen Abtes aus dieser Welt und begab sich mit seiner treuen Leidensgenossin nach Maronia, wo Beide, dem alleinigen Dienste des Herrn geweiht, alle Eitelkeiten der Welt verschmähten. In geschwisterlicher Eintracht und Liebe lebten sie zusammen bis in ihr hinfälligstes Alter und erzählten den Bewohnern dieser Gegenden sowie insbesondere dem heiligen Hieronymus, der sie beschrieb, wiederholt ihre Schicksale.

VI.

Die heilige Theodora von Alexandria.

Zu der Zeit des römischen Kaisers Zeno lebte zu Alexandria eine tugendsame Ehefrau, Namens Theodora, in deren Brust kein Gedanke an einen andern Mann als ihren eignen kam und die an ihrer Pflicht so unverbrüchlich festhielt, daß ihr Gatte wegen keinerlei Untreue über sie hätte klagen können. Nur war ihre Ehe aus dem besonderen Grunde keine glückliche, weil Theodoren's kältere Gemüthsart seinen Wünschen nicht entgegen kam, und ihn verleitete, nach anderer Erfüllung auszugehen, die zuletzt auch auf das gute Vernehmen zwischen dem Ehepaare störend einwirkte.

So einsam und verlassen sich nun Theodoren's Leben gestaltete, konnte es, da sie eben schön und reizend war, nicht fehlen, daß viele lebenslustige und reiche Männer sie gern getröstet hätten. Sie ver-

läugnete zwar deren Künste lange Zeit mit ausdauerndem Gleichmuthe. Vor allen Andern strebte aber ein in der Buhlerei wohlerfahrener vornehmer Jüngling so angelegentlich nach ihrer Gunst, daß er, wenn sie ihm in Unehren zu Willen wäre, ihr durch Nachbarinnen und Gespielinnen den unbegrenztesten Lohn verhieß.

Sie widerstand mit strenger Würde und setzte auch, als ihr Herz zuletzt gerührt worden war, seinen Anmuthungen das Bedenken des jüngsten Gerichts und der Höllenstrafen entgegen, indem sie zu ihm sagte: sie müßte sich ja doch vor der Sonne schämen, Angesichts derselben ein solches Laster zu begehen und ihr eigenes Gefühl so sehr zu zertreten, einem anderen Manne anzugehören, als dessen Weib sie vor Gott und Menschen sei. Allein der Jüngling ließ in seinen Bestürmungen nicht nach und unterstützte sie sogar dadurch, daß er eine lose Kupplerin, die in Zauberkünsten bewandert war, für seinen Zweck gewann.

Das alte Weib vermittelte ihm Gehör und Zutritt bei der schönen Frau, und verstand sich allzuwohl auf die Gewalt menschlicher Stimmungen, als daß sie nicht hätte im Stande sein sollen, Theodoren's schwächste Stunde zu ergründen und ihrem Verführer preiszugeben.

Sie spiegelte der jungen Frau ihren ungetreuen Mann bei Anderen vor und malte ihr das Glück, geliebt zu sein, so reizend aus, versüßte ihr den harten Trank so sehr, der ihren Durst nach Rache stillen sollte, daß die Bethörte ihre Lippen an den Kelch setzte und auf die endliche Versicherung der Kupplerin zu Falle kam: was nach Niedergang der Sonne geschehe, wisse Gott so wenig wie ein Sterblicher.

Theodora beging die Sünde wohlgemuth. Allein wie schnell ward sie über das innerste Gefühl des Jünglings und ihr vermeintes Liebesglück enttäuscht! Wie entsetzte sich ihre Einbildungskraft über die Oede der Wahlstatt, auf der ihr Gewissen erlegen war! Wie das so oft geschieht, war nicht sobald der kurze Rausch verflogen, als das Bewußtsein ihrer Schuld sie mit bleiernem Gewichte zu Boden drückte.

Sie traute ihrer eignen Besinnung nicht, erwog sie bei sich die vernichtende Bedeutung eines Augenblickes für ein Menschenleben, woran vorher Niemand glauben will. Die unausfüllbare Kluft zwischen dem Gedanken und der That gähnte sie entseelend an.

Alle ihr nur erst standhaltenden Gründe der Entschuldigung wichen unter den Füßen ihrer Reue und Traurigkeit, ihre Augen wurden zwei Thränenquellen,

die keinerzeit vor dem Eintritt ihrer völligen Bewußtlosigkeit versiegten, und ihre Noth zerknirschte sie gar erst, sobald selbst ihr ahnungsloser Gatte Mitleiden mit ihr empfand. So viel er sie dann auch nach der Ursache ihres Schmerzes fragen und ihn gelindert sehen mochte, so gar keinen Zuspruch nahm sie von ihm an. Sie wußte immer weniger, wie es mit ihr enden sollte und hielt sich nur an ihrem höchsten Troste fest: daß Gott von ihrer Frevelthat nichts wisse.

Eine Zeit lang ging es ihr damit erwünscht. Am Ende aber, als sie gerade recht sicher in sich geworden war, hieß eine plötzliche Eingebung des Himmels sie eines Tages in ein Frauenkloster gehen und die Oberin in aller Heimlichkeit fragen: ob Gott wohl auch wissen könne, was bei Nacht geschehen?

Die Sünderin ließ nicht den mindesten Zweifel in sich zu, daß sie eine abermalige Verneinung dieser Frage hören werde, und nichts destoweniger versetzte die Priorin: Meine Tochter, bedenkst Du wohl, was Du sagst? Wie sollte dem allwissenden Gotte in seiner Welt etwas verborgen sein? Der das Ohr gepflanzt hat, sollte der nicht hören, der das Auge gemacht hat, sollte der nicht sehen? Es ist gewiß, daß Gott die leisesten Regungen unsers Herzens kennt.

Theodora hatte ihr Leben lang nicht viel von Gott gewußt und erstarrte beinahe vor Schrecken, bevor sie in ihrer Verzweiflung noch bitterlicher und trostloser als zuvor weinen konnte. Sie schlug sich in ihr Angesicht und klagte überlaut: O, weh mir Armseligen! Ach! der schmählichen Sünde, die ich wider mich und Gott begangen habe, derweil mein Leib mir der heiligste Tempel Gottes sein und scheinen sollte. Wie dürfte ich meine Augen noch gen Himmel aufrichten, nachdem ich mit solcher Uebertretung sogar die Luft beflecken mußte! —

Sie fühlte, sie halte es nicht länger bei ihrem Manne aus, und schritt über die Entschließung hinweg zu rascher Ausführung der That, indem sie eines Nachts, da er nicht zu Hause schlief, Mannskleider anlegte und in aller Stille sein Haus verließ.

Wie frei und leicht athmete sie schon auf, als sie auf dem Wege war, mit sich einig zu werden! Ihre Brust hob sich in uneingestandener Freudigkeit und sie durfte zum erstenmale wieder vorwärts denken. Um desto verborgener zu sein und rechte Buße zu thun, war sie gesonnen, in ein Mönchskloster zu gehen und suchte ein solches auf, das eine halbe Tagereise von Alexandria gelegen war. Sie hatte ihre Flucht so be-

hutsam angestellt, daß sie unterwegs keinerlei Gefahr, entdeckt zu werden, lief und als sie des andern Morgens an dem Ziele ihrer Wanderung Einlaß begehrt und erlangt hatte, gab sie ihren Wunsch zu erkennen, in die Brüderschaft aufgenommen zu werden.

Vor den ehrwürdigen Abt beschieden, fragte derselbe: wie sie zu dem frommen Entschlusse gekommen sei? Bist Du vielleicht mit großen Schulden beladen? sagte er: hast Jemand umgebracht? oder kannst Deine Kinder nicht ernähren, und trägst deshalb Verlangen, das weltliche Kleid abzulegen? Alsdann erwäge wohl, mein Sohn, ob Du mit Gottes Hülfe auf keine würdigere Weise Dich aus Deiner Noth erretten magst? In ein Kloster soll man mit Beruf eintreten, nicht aus Verzweiflung fliehen.

Der Abt sah Theodoren zweifelhaft forschend an; sie ertrug den Blick aber ruhig und erwiederte: Mein Vater! deshalb thu' ich's nicht. Mich verlangt nur, vor dem irdischen Gewühl geborgen, meine Sünden zu bereuen. Ich nehme keinen Antheil mehr am Leben, das mich äußerlich mit nichts bedrängt, und seine Freuden widern mich so innerlich an, daß ich desto dringender um die Erlaubniß flehe, mich unter eurer heiligen Leitung dem Klosterleben zu widmen, indem

mir, wenn auch leider! allzuspät, die Erkenntniß meines wahren Seelenheils geworden ist.

Wohlan denn, Bruder Theodor, sprach der Abt: ich will Dir selbst nicht mehr zuwider sein; doch darfst Du nicht wähnen, daß das Klosterleben ohne Arbeit zugeht. Gesetzt, daß es Dein Wille ist und bleibt, Dich unter den Gehorsam zu begeben, mußt Du den Brüdern in allen erforderlichen Geschäften innerhalb wie außerhalb des Klosters dienstbar sein und nicht weniger dem Beten, Knien und Fasten obliegen, so wie den Leib wegen der Hinterlist kasteien, die wider uns im unablässigen Streite ist, und das Reich unserer Seele allerwärts zu mindern strebt. Du mußt Dich ganz und gar zunächst in dem verleugnen, was Dir das Liebste an Dir scheint und bedenken, daß schon ein halber Weltblick aus dem Kloster Sünde ist.

Theodora betheuerte aufrichtig, sie werde diesen niemals thun und versprach, allen Obliegenheiten als Klosterbruder so willig nachzukommen, daß sie ohne fernere Hindernisse in den Orden aufgenommen ward.

Darin fügte sie sich von Stund' an vollkommen ihrem Berufe, erwarb sich Liebe und Achtung und verlebte unter den Brüdern acht Jahre in steter Arbeit mit Wasser gießen, pflanzen und jäten im Gar-

ten, kochen, backen, mahlen im Kloster, inzwischen eben so fleißig den Betstunden in der Kirche beiwohnend. Bei nächtlicher Weile, wenn man die ermüdeten Glieder mit mäßiger Ruhe erquicken und stärken soll, wie die Andern thaten, wachte sie vielmehr, ihrer großen Versündigung eingedenk und bat Gott derethalb mit unversieglichen Thränen um Vergebung.

In der ersten Zeit nach ihrer Flucht fühlte Theodorens Eheherr sich schwer gekränkt und wider sie so sehr im Zorne, daß er nicht umhin zu glauben konnte, sie sei ihm wegen seiner Untreue selbst untreu geworden und mit einem andern Manne davon gegangen. Da er jedoch, je länger die Trennung dauerte, berechtigt zu sein wähnte, ihr Angedenken zu verachten, so ließ der Himmel dies Unrecht nicht mehr zu und gebot ihm durch einen Engel, den er im Traume zu ihm sendete, des nächsten Morgens nach St. Peters Kirche zu gehen, wo er an dem ersten Menschen, dem er begegnen und der ihn grüßen werde, selbst erkennen solle, sein Weib habe ihn um eines andern Mannes willen nicht betrogen.

Er that zu der bestimmten Stunde, wie ihm geheißen war, und hatte seinem Traume kaum nachgedacht, als er unweit der Kirche auf einem Kameele

einen jungen Mönch heranreiten sah, der die nach Oel ausgesandte Theodora war.

Theodora hatte ihren Gatten von weitem erkannt und sorgte nicht wenig, daß er ihre Verhüllung durchschauen werde; indessen zog sie, Gott vertrauend, ihrer Straße und grüßte ihn, als sie an ihm vorüberkam, mit einem demuthsvollen Blicke. Ihr Anblick hatte den verlassenen Gatten wunderbar gerührt, ohne daß er eben Theodorens eingedenk ward, und wie hätte er sie, in den entstellenden Mannskleidern nach so vielen Jahren wieder erkennen sollen, derweil die strengen Kasteiungen ihres Leibes ihr Antlitz genugsam verändert hatten.

Geschäfte, die er unterwegs zu verrichten fand, machten den Gatten der Ansicht, in der er ausgegangen war, bald uneingedenk, und erst, als er wieder nach Hause kam, erinnerte er sich mit Unwillen dessen, wie sehr er von dem Traume getäuscht worden war.

Er träumte in der Nacht darauf abermals von der Unglückseligen und da verkündete ihm der himmlische Bote, daß der Mönch, der ihn vorigen Tages gegrüßt, sein Weib gewesen sei. Jetzt fiel es ihm wie Schuppen von den Augen, wie willkürlich er sie verkannt und wie sehr an ihr gefrevelt habe, und in

so versöhnlicherer Stimmung ließ er nicht ungern von allem bösen Argwohne ab und gedachte ihrer räthselhaften Flucht nur noch mit herzlicher Bekümmerniß darüber, daß sie ihm auf immer verloren sei, bis er sich zuletzt in die Ruhe des Gemüthes fand, die, als das Bequemste, den meisten Menschen auch das Wünschenswertheste zu sein scheint.

Theodora hatte mittlerweile die Süßigkeit der Liebe Gottes empfinden lernen und übte sich darin je länger desto mehr. Anfänglich aß sie nur einmal des Tages, alsdann einen Tag um den andern, und endlich bat sie, daß ihr zugelassen werde, es nur einmal in der Woche zu thun, sowie desgleichen ein hären Bußhemd zu tragen, um ihre menschliche Schwäche auf das Empfindlichste an sich selbst zu rächen. Das verdroß dann den leidigen Satan so gar sehr, von einem schwachen Weibsbilde, das er schon einmal unter seine Füße gebracht, überwunden zu werden, daß er ihr mit immer härteren Versuchungen zu nahe trat, die Theodora meistens mit Ehre und Glück bestand, in deren einer sie aber doch zu Schaden kam.

Der Abt des Klosters hatte ihr nämlich eines Tages aufgetragen, zu Korneinkäufen mit Kameelen in die Stadt zu ziehen und die Weisung beigefügt:

kehre sie nicht vor Abend heim, so solle sie auf halbem Wege in einem Kloster übernachten. Sie kam ihrer Pflicht nach, verspätigte sich des Handels wegen in der That, und sprach, da sie ihr Kloster nicht erreichen konnte, mit Dunkelwerden in dem andern Kloster ein, wo man ihr und ihren Thieren eine Herberge verwilligte. Müde vom vollbrachten Tagewerke, legte sie sich zum Schlafen in dem Stalle nieder.

Nun hielt sich in dem Kloster eine Dirne auf, die im Verborgenen ein leichtfertiges Leben führte, und den fremden jungen Mönch nicht sobald sah, als ihre Unkeuschheit sie reizte, ihn unverschämterweise anzusprechen.

Theodora entsetzte sich vor solcher Zumuthung und wies die Dirne anfangs milde und versöhnend, ihres Beharrens halber aber hinterdrein eben so streng in ihre Schranken zurück, als sie mit Heftigkeit in sie gedrungen war.

Zu der gemeinen Leidenschaft der Dirne gesellte sich deshalb ein gleicher Haß und indem sie in der Nacht zu einem andern Manne ging, schwur sie es sich zu, gelegentlich an Theodoren Rache zu nehmen.

Der vermeinte Mönch brach am Morgen mit seinen Kameelen auf, in sein Kloster heimzureiten und

erzählte aus Scham und Leidwesen Niemand von dem, was ihm in der Nacht begegnet war. Er hatte nach seinem Abenteuer kein Auge zugethan und auf's Neue die schmerzlichste Erinnerung an seine Vergangenheit empfunden. Doch gelangte er, ohne weitere Fährniß, in sein Kloster, wo er nach wie vor seiner Buße und seinem Gottesdienste lebte und der Dirne mit ihrer Anfechtung allmälig ganz vergaß.

Wie erstaunte Theodora nach Verlauf von vielen Monaten, als sie vor das Gericht der Brüderschaft gestellt und die schwere Klage wider sie erhoben ward: sie sei der Vater eines Kindes, das jene Dirne inzwischen geboren und nach ihrer Aussage in dem vorgenannten Kloster von ihr empfangen hatte! Sie hatte den wahren Vater des Kindes zu ihrem Zeugen mitgebracht und der betheuerte und beschwur: er habe sie bei nächtlicher Weile in den Stall zu Theodoren schleichen sehen.

Eine Röthe der Entrüstung und Scham, die ihr Gesicht überzog, war Theodorens erste Antwort auf die Beschuldigung und sie that schon unwillkürlich ihre Lippen auf, sich zu vertheidigen, als der plötzliche Gedanke sie überkam: durch Schweigen in diesem Augenblicke und unschuldig leidend, an der Welt das

Unrecht wieder gut zu machen, das sie mit dem nämlichen Verbrechen dereinst straflos begangen habe.

Daß sie einen Moment schwieg und erröthete, galt dem Abte für ein halbes Eingeständniß ihrer Schuld und je höher er sie vorher geachtet hatte, desto stärker brach sein Zorn und Unwille wider sie aus; der ihr jenen wehmüthigen Gedanken zum Entschluß umwandelte. Sie schwieg fortan mit innerer Ueberzeugung still und genoß der herzzerreißenden Lust, die Klagen und Vorwürfe des ehrwürdigen Greises schuldlos über sich ergehen zu lassen, auf die Seligkeit ihrer Rechtfertigung in seinen Augen zu ihrer härtesten Buße zu verzichten.

Sowie die Schuld, nahm sie auch die Strafe in aufrichtiger Demuth hin und als man sie aus dem Kloster stieß und ihr das kleine Wesen überantwortete, dessen Vater sie sein sollte, erkannte sie dasselbe für ihr eignes Kind an und behandelte es so sorgsam und liebevoll als sie wußte.

Es war ihr, wenn sie recht tief in die Unschuld seines Auges sah und sich an seinem Lächeln tröstete, als ob der heilige Christ sie durch seine Gegenwart begnadige und so erblüht uns wohl zuweilen, aus unserem härtesten Unglück, die Rose unserer Freude, oder

verletzt uns umgekehrt an der Blüthe unseres Glückes der schärfste Dorn der Strafe.

Theodora ernährte das Kind mit Schafsmilch und kleidete es mit Wolle, die sie auf dem Felde bei den Hirten erbettelte, derweil sie selbst fortan nur wilde Kräuter aß, wie sie in der Erde wuchsen, Wasser aus der Lache dazu trank und, den Unbilden der Witterung preisgegeben, bloßen Hauptes, mit langem, wüstem, ungesträltem Haar unterm freien Himmel vor dem Kloster lag. Die Sonne hatte ihr Antlitz schwarz gebrannt, die Augen sanken ihr vor Hunger, Kummer und vom vielen Wachen in den Kopf und die Lumpen ihrer Kleidung faulten von dem Jammerbilde ihres Körpers ab.

In diesem Zustande brachte sie sieben Jahre zu, bevor der Abt sie zu Gnaden wieder in das Kloster nahm. Er hatte sie schon lange Zeit mitleidig angesehen; da er indeß die Demuth, mit der der vermeinte Bruder der Pflege und Belehrung des heranwachsenden Knaben lebte, beharrlich für Verstocktheit hielt, ließ er ihn auch gegenwärtig, von den Mönchen abgesondert, in der Einsamkeit der elendesten Zelle bleiben.

Hier verzehrte sich das kleine Licht der noch übri-

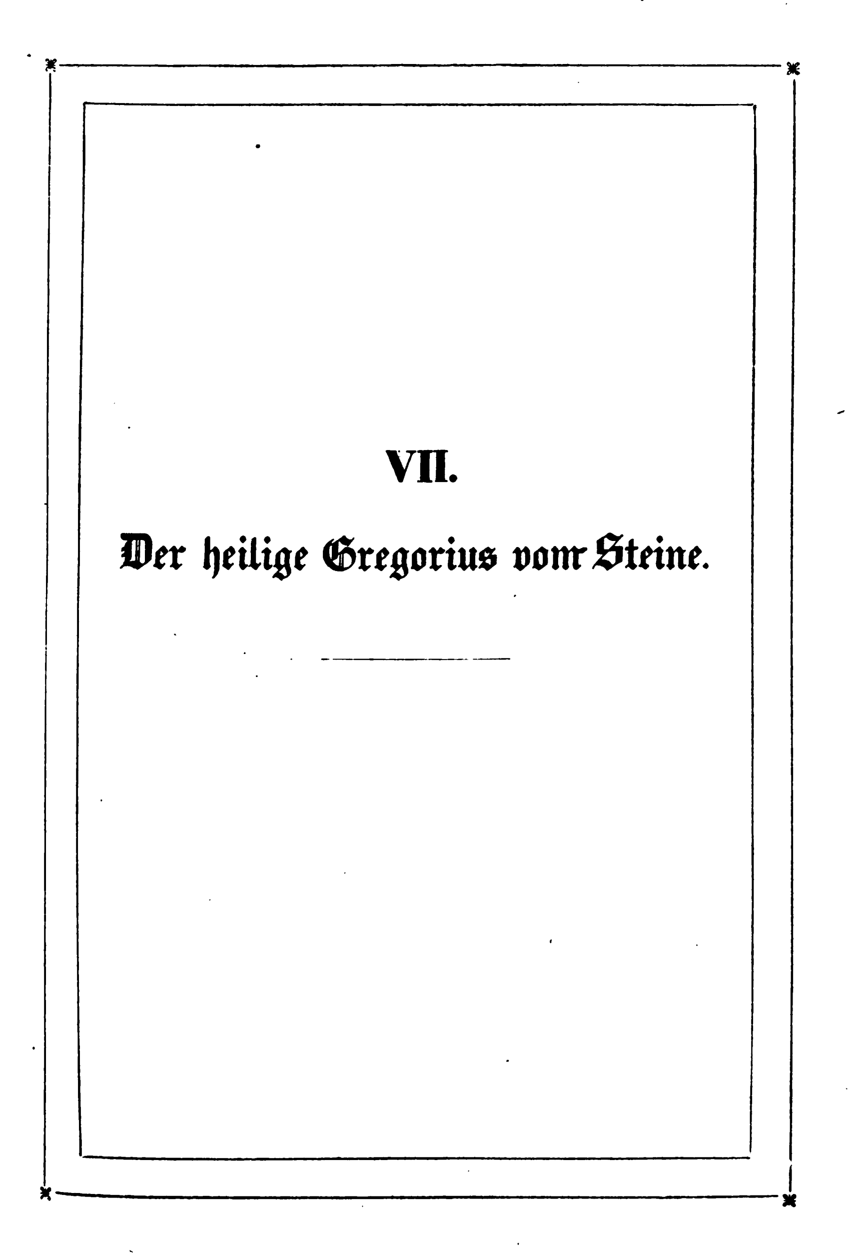
gen Lebenskraft Theodorens und sowie sie am Ende ihren Tod nahen fühlte, beschied sie eines Nachts den Sohn, den man ihr aufgebürdet hatte, vor ihr Lager, vermahnte ihn, mit heilsamen, christlichen Lehren ein letztesmal fleißig zur Gottseligkeit und gab ihren Geist in seinen Armen auf.

Vor den gestrengen Abt trat im Schlafe die Erscheinung der Gestorbenen, berichtete ihm die wunderbare Geschichte ihres Lebens und empfing von seinem erstaunten Geiste die Absolution, nach der, vor seinen Augen, Engel, Apostel, Propheten, Märtyrer und andere Gerechte die erlöste Seele gen Himmel geleiteten.

Sobald der Abt am anderen Morgen erwachte und den Tod der armen Büßenden erfuhr, begab er sich tief erschüttert zu ihr, wo er die andern Klosterbrüder versammelte und verkündete Allen durch seine Vision, weß Geistes Kind sie gewesen sei. Die Behandlung der Leiche nach christlichem Herkommen hatte den dienenden Brüdern die göttliche Eingebung des Abtes im Voraus bestätigt und so ward das ganze Kloster zu einer Thauflur der Thränen, zu einem Tempel des heiligsten Betens, zu einem Echo des Frohlockens zu Gott.

Die Kunde von Theodorens Lebensgeschichte ver-

breitete sich im Lande und als sie, in Alexandria, ihrem dereinstigen Ehegatten zu Ohren kam, verließ er die Stadt, begab sich in ihr Kloster, wo er bitterlich an ihrem Grabe weinte und blieb bis zu seinem Tode als ein Mönch und Büßender in ihrer Zelle wohnen. Ihr Pflegesohn schickte sich immermehr in ein Gott wohlgefälliges Leben, und ward zu seiner Zeit zum Oberen desselben Klosters erkoren, dessen geistliche und weltliche Angelegenheiten er Jahre lang musterhaft und ehrenvoll verwaltete.



VII.

Der heilige Gregorius vom Steine.

Unweit eines reichen Klosters am Meeresstrande warfen eines Morgens zwei Fischer ihre Netze aus und versuchten bei dem ungestümen Wetter vergebens einen Fang zu thun. Es förderte sie kein Unmuth und keine Anstrengungen und sie wollten eben wieder mit leeren Händen nach Hause gehen, als der Abt dazu kam und ihnen gebot, in seiner Gegenwart einen letzten Zug zu unternehmen.

Sie gehorchten pflichtgetreu und zogen das Netz zwar leer an Fischen, aber mit einem in dem Wasser schwimmenden Fäßchen empor. Sie langten dasselbe heraus, brachten es dem Abte, vor dem sie es öffneten, und wie groß war ihre Verwunderung, als ein in kostbare Tücher gehülltes Knäblein sie daraus anlächelte!

Der Abt erschrak selbst über den Anblick des Kindes, das er mitleidig in seine Arme nahm, und wie ihm die Fischer eine große Summe Gold mit einem elfenbeinernen Täflein brachten, das daneben gelegen hatte, las er die Inschrift und ward darüber sehr betrübt.

Er erhob Hände und Augen wiederholt gen Himmel und ließ nicht eher von seinem schmerzlichen Seufzen ab, bis die Sorge um Erhaltung des Knaben ihn dazu nöthigte.

Sodann nahm er die Fischer in Eid und Pflicht, Niemand von dem Findlinge ein Wort zu sagen, schenkte dem Einen eine Mark Goldes für seine Verschwiegenheit und händigte nebst zweimal so vielem Golde dem Andern den Knaben zur Auferziehung ein. Beide Männer wurden damit wohl zufriedengestellt und indem der Letztere das Kind nach Hause brachte, legte er seiner Frau gleichfalls Stillschweigen auf und ließ seinen Pflegling des nächsten Tages als seines Bruders Kind, mit seinem eigenen Namen Gregorius von dem Abte taufen.

Der Knabe erwuchs und gedieh, mit seiner Herkunft unbekannt, und als er in seinem siebenten Jahre die Klosterschule besuchte, hub er allmälig an, soviel

zu lernen und zu begreifen, daß er, im Jünglingsalter, nicht nur durch leibliche Schönheit und liebreiches Wesen wohlgefiel, sondern als getreu, klug, sanft und fromm ein wahrer Spiegel aller guten Gaben wurde.

Da trug es sich eines Tages zu, daß Gregorius mit andern Knaben seines Alters Ball spielte und, indem er mit dem Schlägel den Ball treffen wollte, seinen vermeinten Vetter, den Sohn des Fischers, unversehens traf. Derselbe hatte nichts Eiligeres zu thun als mit seiner blutigen Beule nach Hause zu laufen, wo er gegen seine Mutter in lautes Geschrei ausbrach, und die schwache Frau war zornig und unbesonnen genug, darüber zu schelten, wie ein vom Meere angeschwemmter unreiner Bankert sich herausnehme, ihr eheliches Kind zu schlagen. Sie wähnte Gregorius mit Unrecht fern von sich und ihre schmählichen Reden entsetzten den draußenstehenden Knaben auf das Aeußerste, obwohl er die Demüthigung mit schweigsamer Geduld ertrug und sich nur zu seinem väterlichen Lehrer begab, den er bekümmert fragte: ob das wahr sei, was er zur Stunde habe von sich hören müssen?

Der Abt konnte nicht umhin zu sagen, daß dem

nicht anders sei und suchte ihn mit der Erzählung zu trösten, wie er bei ihnen angekommen war.

Da sprach Gregorius: Lieber Herr! es ist hier nicht mehr meines Bleibens und ich muß die Schande meines Ursprungs fliehen so weit ich es vermag. Habet Dank für Alles, was Ihr an einem Elenden gethan und gebt mir Urlaub zu gehen, wohin es mir gefällt. Es duldet mich hier nicht länger und ist mir, als ob mich tausend Nadeln von dannen stachelten.

Der Abt redete dem Jünglinge zu, nicht übereilt zu gehen, sondern zu bleiben, wo er von männiglich gern gesehen werde. Auch stehe ihm, sagte er, sein Kloster jederzeit offen, wenn er die Welt fliehen wolle. Er habe einen schönen Anfang in geistlichen Uebungen und Wissenschaften gemacht, die Mönche seien ihm von Herzen zugethan, und wobald sein eignes ausbrennendes Lebenslicht erloschen, sei es weniger als zweifelhaft, daß die Brüderschaft das seinige auf den Leuchter der Abtei stecken würde. Was kümmere ihn alsdann das Geplärr der thörichten Frau, der man schon gegenwärtig den Mund verschließen könne!

Gregorius erwiederte: Euer Rath ist recht und wohlgemeint, mein theurer Herr; jedoch verhindert mich mein Unstern, ihm zu folgen. Es treiben mich

zwei Dinge unwiderstehlich von hinnen: Die Schande meiner Geburt, sowie der Wunsch, mir durch ruhmwürdige Thaten einen ehrbareren Namen zu erwerben, als meine Eltern mir vererbt haben. So lange ich lebe und empfinde, steht mein Verlangen danach, ein Ritter zu werden. Wie gemächlich auch das Leben im Kloster und wie selig der zu preisen sei, der es genießt: mein Dichten und Trachten dringt über diese Mauern hinaus auf ritterliche Thaten.

Da betrübte sich der ehrwürdige Abt über die eitle Rede Dessen, den er zu einem Kinde Gottes erwählt hatte, und sagte, er habe doch stets gehört, daß, wer bis zu seinem zwölften Jahr nicht zu Pferd gekommen, nimmermehr ein tüchtiger Reiter werde: Gregorius sei in der Klosterschule bei den Büchern auferzogen und tauge besser zum Pfaffen als zum Rittersmann.

Mein lieber Herr, versetzte Gregorius, versucht es mit mir und gebt mir ritterliche Tracht. Steht sie mir übel an, so überlasse ich sie einem Andern und bekleide mich mit der Kutte.

Auch behauptete er mit so vielen Worten seinen Satz, daß der Abt seinem Vorhaben nicht mehr zuwider war, sondern ihm dazu Gottes Heil und Segen wünschte.

Auf des Abtes Fürsprache empfing Gregorius in kurzer Zeit den Ritterschlag und als er vor seinen Lehrer trat, um Abschied zu nehmen, fiel diesem die Trennung von ihm so schwer auf's Herz, daß er ihn noch einmal mit dem Bedenken zurückzuhalten suchte, wie leicht er ihm auch hier zu Lande zu Macht, Reichthum und Ansehen verhelfen und somit alle seine Wünsche befriedigen könne.

Deßungeachtet blieben seine Worte abermals in den Wind geredet und erklärte Gregorius, er kümmere sich nicht um den Lohn träger Weichlichkeit, und es gelüste ihn, seinen Muth und seine Kraft zu erproben, sein Leben auf das Spiel zu setzen; das verleihe die wahre Ehre in der Welt und mache den Armen und Geringen einzig groß. Er sage ihm für seine Güte nochmals Dank und empfehle sich seinem Angedenken und Gebete.

Da erkannte der Abt, daß auf gewöhnliche Weise Gregors Ernst nicht zu zähmen sei und sagte: So ziehe denn mit Gott, wenn Du durchaus nicht bleiben magst; zuvörderst laß mich Dir aber einhändigen, was Dein Eigenthum ist; Du bist nicht so ganz arm als Du denkst.

Mit diesen Worten führte er seinen Zögling in

ein Nebenzimmer, gab ihm das Gold, das er ihm aufgespart, sowie das elfenbeinerne Täflein, das vor Zeiten bei ihm gelegen hatte und darauf stand geschrieben:

„Dies Kind ist von hoher Geburt; wenn schon, die es gebar, seine Muhme, sein Vater sein Oheim war. Beide Eltern sündigten, früh verwaist, in Jugend und Unerfahrenheit, aus herzlicher Liebe zu einander. Der Fluch Gottes ruht auf ihnen und sie büßen und bereuen hart. Um die Unthat seiner Erzeugung zu verhehlen, übergaben sie das Kind der See. Der es findet, ist um Gott gebeten, es taufen zu lassen und das beigelegte Gold zu seiner Erziehung zu verwenden. Auch bewahre er ihm diese elfenbeinerne Tafel, damit das Kind einst, seine Herkunft lesend, allen Stolz fahren lasse. Vielleicht wendet es seinen Sinn zu Gott und gedenkt mit Gebet und bußfertigen Werken der Armen, die ihm das Leben gegeben haben.“

Als Gregorius diese Inschrift gelesen hatte, wollte er vor Schmerz und Gram über die Sünde vergehen, die mit seinem Dasein verwachsen war. Er geberdete sich wie unsinnig und weder seine hohe Geburt, noch das viele Gold, das er als sein Eigenthum vor sich sah, trösteten ihn über seine Schmach. Er stand mit

thränenden Augen in sich versenkt, achtete der freundlichen Reden nicht, mit denen der fromme Abt ihn wiederholt an seine Heimat zu fesseln strebte, und sprach am Ende geradezu, daß jetzt noch weniger seines Bleibens hier sei, und er, dem Rathe des Täfleins nach, im Kriege gegen die Ungläubigen für Gott und seine Eltern sein Leben in die Schanze schlagen wolle.

Der Abt willfahrte diesem Begehren wohl oder übel, indem er den Jüngling mit allen Erfordernissen zu der Reise nach Jerusalem ausrüstete und Gregorius bestieg mit seinem Täflein und Golde ein Schiff, das nach dem heiligen Lande fuhr, wenn auch vorerst nicht dahin gelangte, da es durch einen Sturm an die Küste von Aquitanien im südöstlichen Frankreich verschlagen wurde.

Der Schaden, den es unterwegs genommen, bedurfte einer langwierigen Ausbesserung und derweil begab sich Gregorius mit seinen Dienern nach der Hauptstadt des Landes, dessen jugendliche Beherrscherin zur Zeit im Kriege mit dem Herzoge von Burgund begriffen war, der aus Rache darüber, daß er vergebens um ihre Hand angehalten hatte, ihre Besitzungen und Städte verheerte.

Gregorius vernahm die Kunde von dem Geschehenen und sagte zu sich: da komme ich eben recht und brauche während des Aufschubs meiner Reise nicht zu feiern. Er bot der Herzogin seine ritterlichen Dienste an und da dieselbe sie annahm und ihn vor sich beschied, betrachtete sie ihn mit wohlgefälligeren Blicken als noch jemals einen Mann. Sie bekleidete ihn mit der Würde eines Kriegshauptmanns, als welcher er versprach, in ihrer gerechten Sache seine ersten Sporen zu verdienen und er zeichnete sich in mehreren Gefechten so ehrenhaft aus, daß er dem Herzoge von Burgund großen Abbruch that. Durch die kleinen Siege, die er über ihn erfocht, gewann die bedrängte Herzogin freie Hand und Gewalt, ihn mit einem Heere in offener Feldschlacht zu begegnen und in derselben war das Glück dem tapfern Gregorius hold genug, ihn den burgundischen Herzog persönlich erlegen zu lassen. Seine Waffenthat brachte den Feinden eine vollkommene Niederlage bei, die das Land von ihnen säuberte und danach ehrte und pries man Gregorius allenthalben als den befreienden Helden.

Er gedachte zwar nach vollbrachtem Tagewerke seine Reise nach dem heiligen Lande fortzusetzen und wollte seinen Abschied von der Herzogin nehmen; ihre

Vasallen und Unterthanen brachen aber in laute Klagen über seinen Entschluß aus und riethen ihrer Gebieterin so dringend, den tapfern Ritter zu ihrem Heil und Schutz für immer dem Lande zu erhalten, daß sie dem allgemeinen Wunsche nachgeben und ihm ihre Hand als Gattin anbieten mußte. Sie war ihrerseits sogar gern dazu bereit, wiewohl sie vordem beharrlich gesonnen gewesen war, unvermählt zu leben und zu sterben, und sobald man Gregorius berathen hatte, schätzte er es sich zum höchsten Glücke, eine so fromme, schöne und vornehme Gattin zu gewinnen. Man beging die Hochzeit, zur Freude des ganzen Landes, und nicht nur, daß von Stunde an in dem jungen Paare eine ungemeine eheliche Liebe entsprang, Gregorius war auch der allertrefflichste Landesherr, der stets das Glück seiner Unterthanen im Sinne trug, Recht und Gerechtigkeit handhabte und mit starkem Arme die Grenzen seines Herzogthums wahrte. Er behielt nicht weniger Gott vor Augen und im Herzen und überhob sich dessen nicht, wie sehr ihn das Glück begünstigt hatte, indem einzig und allein der Gedanke an seine schmähliche Abkunft die Heiterkeit seiner Seele trübte.

Die Tafel, die man ihm als kleines Kind mit in

das Fäßchen gegeben hatte, verwahrte er insgeheim in seinem Zimmer und er verschloß sich täglich eine Stunde darin, um die Inschrift zu lesen und die Sünde seiner Eltern mit bittern Thränen zu erwägen.

Er trieb es damit so lange Zeit, bis eine Kammerfrau der Herzogin zu ihrer Verwunderung wahrnahm, daß Gregorius, wenn auch noch so heitern Muthes, zu der gewohnten Stunde das Zimmer betretend, es nicht anders als mit verweinten Augen verließ.

Aus Neugierde benutzte sie eines Tages die Gelegenheit, hinter einem Vorhange eine geheime Zeugin dessen zu sein, was Gregorius that, und sobald er hinterdrein auf die Jagd geritten war, begab sie sich mit der Kunde von Dem, was sie gehört und gesehen hatte, zu der Herzogin.

Dieselbe betrübte sich außermaßen über den Herzenskummer ihres Gemahls, und da sie nicht den Muth hatte, ihm nachzufragen, bat sie die Kammerfrau, ihr in Erforschung der Ursache beizustehen, und ward von ihr an den Ort geführt, wo Gregorius den Schlüssel zu dem Schrein verborgen hatte.

Sie zog die elfenbeinerne Tafel selbst hervor und wie entsetzte sie sich, sie als eine ihr wohl bekannte

wiedererkennen zu müssen! Sie hatte sie vor Jahren mit ihrer eignen Hand für den Sohn geschrieben, den sie ihrem auf dem Kreuzzuge gestorbenen Bruder geboren hatte und war jetzt eben dadurch, daß sie die Ehegattin ihres Sohnes geworden, in den Abgrund der Todsünde zurückgesunken.

Es bestand nur eine schwache Möglichkeit, daß dem vielleicht nicht so sei, und Gregorius mußte das Räthsel lösen. Die Herzogin sandte einen reitenden Boten nach ihm aus, der ihn eilends aus dem Walde heimbeschied und er kam voll Liebe und Zärtlichkeit, um seine Gemahlin in einem Zustande der Seelenangst anzutreffen, der dem Wahnsinne nahe lag.

Sie hatte kaum Athem, ihn geradezu zu fragen: ob er derselbe Mann sei, von dem auf der Tafel geschrieben stehe? und er bejahte es der Wahrheit nach.

Sie schrie ihm mit wilder Verzweiflung in's Gesicht: So hat der Teufel an uns sein Meisterstück vollbracht, denn ich bin Eure Mutter und Euer Weib! und auf diese Worte stürzte Gregorius seines Bewußtseins ledig zu Boden.

Die Herzogin warf sich neben ihm nieder, raufte sich die Haare aus dem Kopfe und jammerte sich heiser, indem sie ausrief: Ach! wehe mir armseligen

Weibe! Wehe mir unglücklichen Mutter! Allmächtiger Gott! ich klage Dir mein Leid, ich beichte Dir meine Sünden. Warum ließest Du mich geboren werden, da Du wußtest, wie viele Missethaten ich begehen müsse? War es nicht an der Sünde genug, die ich mit Wissen beging? Mußte ich auch unwissend Schuld auf Schuld häufen? Nun bin ich von Gott verworfen und verflucht und mir selbst ein Greuel. Mich darf die Erde nicht mehr tragen! — Als Gregorius selbst wieder zu sich gekommen war, blieb ihm die Zunge wie gelähmt am Gaumen kleben, ohne daß er eine Antwort auf diesen Jammer finden konnte und erst nach langem Stillschweigen stimmte er mit den Worten ein: Gerechter Gott! ich habe Dich so oft fußfällig gebeten, mir den Anblick meiner Mutter zu gönnen und sehe nun mit Schauder, wie Du meine Bitten erfüllst. Ich meinte schon die Sünde, die mir das Leben gegeben hatte, niemals abbüßen zu können; und wie soll ich jetzund zu Gnaden kommen, da ich eine gleichschwere Missethat dazu beging? Ich unterwerfe mich, mein Schöpfer, Deiner allweisen Fügung: gib Du mir in den Sinn, wie ich fernere Schuld meiden und Deinen Zorn beschwichtigen kann.

Die Unglückseligen weinten und klagten noch eine

Weile mit einander und zuletzt wollte Jedes das scheidende Theil sein und dem Anderen das Herzogthum überlassen, bis Gregorius mit seinen Gründen durchdrang, die Herzogin müsse ihn als Pilger von dannen ziehen lassen.

Sie sagten sich mit einem Händedruck und Blick bis auf ein jenseitiges Wiedersehen Lebewohl und Gregorius ging und vertauschte seine prächtigen Kleider gegen ein grobes Büßergewand, indem er, unter herzlichen Stoßseufzern, der dereinstigen Warnung seines Abtes eingedenk, auch seine Waffen zerbrach und gegen Mitternacht barfuß in der Stille das Schloß verließ.

Er hatte keinen andern Wunsch übrig, als daß ihn Gott in eine Wüste sende, in der er bis an seinen Tod büße. Am Tage hielt er sich in dichtem Buschwerk verborgen, Nachts strich er durch Wald und Bruch, watete neben den Brücken durch das Wasser und blieb bis an den dritten Tag ohne Trank und Speise.

Da gelangte er Abends zu eines Fischers Haus, nicht weit vom Meere und bat um Gotteswillen um eine Herberge.

Der Fischer sah seine schöne Gestalt und zarte

Haut an und schüttelte das Haupt, indem er sagte: Ei, Du Lügner und Betrüger! ein wie großer Thor müßte ich sein, Dich aufzunehmen. Du brächtest wohl, um unsers Bischens Armuth willen, mich und mein Weib im Schlafe um. Es ist eine Noth, daß die Leute nicht mehr zusammenhalten, und solchen Landstreicher unter sich dulden. Kannst Du Deine Arme nicht brauchen, Buschland auszuroden? Eine Haue und ein Spaten stünde Dir besser an als der Rosenkranz. Du bist das Brod, das Du zu schanden machst, nicht werth. Hebe Dich von hinnen!

Es war zwar bereits tiefe Nacht; deßungeachtet aber nahm Gregorius die Scheltworte geduldig auf und entfernte sich ohne Murren. Er hörte sie sogar gern und dankte Gott für die Schmach. Hätte der grobe Gesell ihm auch den Rücken mit Schlägen bedeckt, er würde sie um seiner Sünden willen freudig hingenommen haben. Allein die Frau des Fischers, die nichts Böses von ihm dachte, erbarmte sich sein und bat ihren Mann so lange, bis er es ihr gestattete, ihn zurückzurufen. Sie lief dem Armen nach, den sie nicht bei den Wölfen im Walde übernachten lassen wollte, brachte ihn in ihr Haus und setzte ihm die beste Speise vor, die sie in ihrem Vermögen hatte,

wenn gleich Gregorius nur trocknes Haberbrod und einen Trunk Wasser genoß, und die Nöthigungen der Frau mit den Worten ablehnte, er sei als ein armer Sünder kaum dieser Speise werth.

Der Fischer hunzte ihn deshalb wieder aus und sprach: Ich sehe an der mageren Kost, die Du zu Dir nimmst, daß Du ein Gaudieb bist; Du hast Dich die Zeit her damit nicht beholfen. An Deinen Backen ist von Hunger und Durst keine Spur; sie sind so weiß, roth und wohlgenährt, wie kein Hafermehl und Brunnenwasser sie machen. Auch zeigt Deine Gestalt keine Armuth und Entbehrung an, und wenn Du ein Pilger wärest, wie Du vorgibst, müßten Deine Füße breit und zerschunden sein. Dich hat offenbar weder Hitze noch Kälte getroffen, denn Dein Haar ist so glatt, Deine Haut so weiß und eben, daß Du insgeheim mehr Fleiß, als wir glauben sollen, auf sie wendest. Mir ist nicht bange, daß Du nicht morgenden Tages Deine vermeinte Noth vergessen habest.

Auch diese Rede ließ Gregorius stillschweigend über sich ergehen, bis ihn sein Wirth fragte, wer er sei? Ich bin ein Mann, sagte er, der durch seine Sünden Gottes Huld verwirkt hat und gern eine Einöde fände,

wo er seine Schuld lebenslang büße. Es ist heut der dritte Tag seitdem ich die Welt geflohen und mich in die Wildniß begeben habe, und da mich mein Weg zu Euch geführt hat, bitte ich um Euer Mitleiden und Euren guten Rath. Wißt Ihr in der Nähe einen wilden Stein, oder eine Höhle, so erweist mir die Wohlthat, mich dahin zu führen.

Wenn es Dir nur darum zu thun ist, versetzte der Fischer höhnisch, so sei gutes Muthes: ich will Dich unterbringen. Ich weiß, ein wenig über die See, einen Felsen, auf dem Du gemüßigt sein wirst, über Deine losen Streiche nachzudenken. Ich versichere Dich, er ist Dir wild genug, und selbst dafür, daß er Dir allzu wild werden sollte, weiß ich Rath. Ich habe eine Eisenhalte und Kette, die ich Dir schenken will: Legst Du Dir die um den Fuß, so mußt Du wohl oder übel auf dem Steine bleiben, wie gern Du hinterdrein auch von dannen wärest. Ueberdies ist der Stein an sich so beschaffen, daß man ihm selbst ledigen Fußes nicht entkömmt. Und wenn es Dir Ernst mit der Sache ist, so sei morgen in der ersten Frühe, wenn ich fischen fahre, auf. Ich bringe Dich an den Stein und mache Dich mit der Eisenhalte außer Sorgen fest, daß Du mir wiederum zur Last fallen könntest.

Wiewohl der Fischer diese Worte aus dem unfreundlichsten Herzen geredet hatte, so dankte ihm Gregorius dafür und ging freudig auf den Vorschlag ein. Der Fischer gab ihm die Eisenhalte und die Frau führte ihn in einen zerfallenen, dachlosen Stall auf dem Hofe schlafen, wohin sie ihm aus Mitleiden ein wenig Ried und Rohr zu seiner Ruhestätte brachte.

Gregorius legte seine Eisenhalte und die elfenbeinerne Tafel neben sich, damit er sie am Morgen wiederfände, und brachte lange Zeit mit seinem Gebete hin, nachdem ihn wieder Gedanken und Uebermüdung nicht schlafen ließen. Am Ende schlief er kurz vor Tagwerden ein.

Um dieselbe Zeit pflegte der Fischer auf den Fischzug auszufahren. Er rief, sobald er fort wollte, seinem Gaste zu; der schlief aber so fest, daß er den Ruf überhörte. Der Fischer rief zum zweitenmale und da es wiederum erfolglos blieb, sagte er: Ich wußte wohl, daß es dem Schelm nicht Ernst wäre und rufe ihn nicht zum drittenmale. Damit ging er dem Ufer zu. Indessen erbarmte sich sein Weib des Fremdlinges abermals und weckte ihn. Der hörte erschrocken, daß der Fischer unterweges sei und lief ihm so eilig nach, daß er seine elfenbeinerne Tafel

aus dem Stalle mitzunehmen vergaß und ihn nur mit der Eisenhalte in der Hand am Meere einholte.

Der Fischer nahm Gregorius in sein Schiff und führte ihn sechszehn Meilen weit auf einen schroffen Felsen, der aus der See ragte. Daran machte er die Eisenhalte fest, die er ihm an den Fuß legte und indem er sprach: Hier kannst Du alt werden; entführt Dich der Teufel nicht, so kommst Du nicht von hinnen! — warf er den Schlüssel mit dem Zusatze in die See, sobald der aus dem Abgrunde wieder komme, sei er sündenlos und ein heiliger Mann. Er fuhr von dannen und Gregorius blieb allein auf dem Steine, wo er kein ander Obdach hatte als den Himmel, keinen andern Schutz gegen Wind und Wetter, Frost und Hitze als ein hären Hemd, nichts anderes zu Trank und Speise als so viele Tropfen Wassers sich von Thau und Regen in dem ausgehöhlten Steine sammelten und so weniges Gewürm sich darauf niederließ, keine andere Gesellschaft als die wilden Vögel, die Bewohner des Meeres und seine lebendigen Gottesgedanken. Er lebte in strenger Buße und Zerknirschung seines Herzens allda siebzehn Jahre.

Nach dieser langen Zeit geschah es einst zu Rom, daß der Papst starb und die Römer der Kirche ein anderes Oberhaupt wählen wollten. Sie konnten nur insofern nicht mit sich einig werden, weil jede Partei den heiligen Stuhl einem Andern zudachte, und entschlossen sich, die Entscheidung Gott anheim zu stellen, dem sie mit Gebet und Almosen so lange opferten, bis er sich zweien weisen und glaubwürdigen Männern offenbarte, deren Rede einem Eide gleichgalt. Dieselben vernahmen in der Nacht eine Stimme vom Himmel, die sprach: Suchet den Mann Gottes Gregorius und ordnet ihn zum obersten Bischof der Kirche. Er hat siebzehn Jahre lang in der See auf einem Steine gesessen.

Sie eilten am Morgen Beide in den Rath, wo Jeder mit Erstaunen vernahm, daß dem Andern dasselbe offenbart worden war, und die Römer trauten der also erhörten göttlichen Weisung, der sie Folge zu leisten beschlossen, und sandten die Männer in alle Welt als Boten aus, um den Heiligen zu suchen und gen Rom zu bringen.

Sie fuhren vergebens von Land zu Land, und kein Mensch wußte ihnen Auskunft zu geben, bis sie eines Abends in das Haus jenes hartherzigen Fischers

einkehrten. Der verneinte zwar ihre Frage: ob er von dem Manne Gottes Gregorius wisse? ging aber glimpflich mit seinen ehrwürdigen Gästen um, da er sah, daß sie ihm seine Bewirthung lohnen würden. Er dachte alsobald den schönsten Fisch für sie zu braten, den er an dem Tage gefangen hatte, schnitt ihn auf und fand den Schlüssel der Eisenhalte, den er vor siebzehn Jahren in die See geworfen. Da ward er mit einemmale des großen Frevels inne, den er damals begangen hatte, hub an, sich kläglichst zu geberden, und erzählte seinen verwunderten Gästen, warum er so gegen sich selbst wüthe und welches Wunder ihm begegnet sei. Die weisen Männer freuten sich zu erfahren, daß der Fremdling mit der Eisenhalte auf dem Steine der Gregorius sei, dem sie das Hirtenamt der Christenheit ertheilen wollten, und als der Fischer vernahm, wie hoch Gott den von ihm so übel behandelten Mann ehre, erschrak er noch mehr und warf sich vor den Abgesandten mit der Bitte um Vergebung seiner Sünde nieder, die sie ihm unter der Bedingung zusagten, daß er sie des nächsten Morgens nach dem wilden Felsen fahre.

Der Fischer rang die Hände und sprach: Ich weise Euch gern dahin; es wird jedoch wenig frommen, da

der heilige Mann schon lange todt sein muß. Hunger und Frost haben ihn unfehlbar umgebracht. — Nichts destoweniger bauten die Männer auf die Stimme Gottes und zweifelten nicht an Gregors wunderbarer Erhaltung.

Der Fischer fuhr sie des andern Tages nach dem Steine und sobald sie in die Nähe kamen, sahen sie einen Mann auf einem hohen Felsen sitzen.

Sie riefen ihm entgegen: Sei uns gegrüßt, Du Mann Gottes, Gregorius, und er fragte nach ihrem Begehren. Sie sagten ihm von der göttlichen Stimme, die sie vernommen hatten und Gregorius entgegnete: Ihr irret, lieben Brüder; ich bin kein Mann Gottes, zum Hirten der Völker berufen, sondern ein arger Sünder, der wegen seiner schweren Schuld hier Buße wirkt.

Die Weisen behaupteten aber, wenn er Gregorius heiße und seit siebzehn Jahren auf dem Steine sitze, könne von der göttlichen Stimme kein Anderer als er gemeint sein.

Er hielt ihre Rede nun für Spott, bat sie demüthig, ihn allein zu lassen und bezweifelte auch die hohen Eide, mit denen sie ihm zuschworen, daß sie Wahrheit redeten.

Ich war mit sündlichen Schanden überladen, sagte er, als ich auf diesen Stein gesetzt und mit der Eisenhalte festgeschlossen ward. Der Mann, der sie um meine Beine legte, warf den Schlüssel mit den Worten in die See: sobald sich der wiederfände, sei ich ohne Sünde, und da ich weiß, daß keine Sünde so groß ist als die göttliche Gnade, so will ich es als ein Wahrzeichen der Vergebung ansehen, wenn ihr mir den nämlichen Schlüssel zur Stelle schafft. Geschieht dies nicht, so beschließe ich mein Leben auf dem Steine und soll mich mit meinem Willen Niemand meiner Fessel entledigen . . .

Da trat der Fischer heran, warf sich vor ihm nieder und sprach weinend: Ich bin der Gottlose, der Euch auf diesen Stein gebracht und mit der Eisenhalte festgeschlossen hat. Ich habe es freilich auf Euer Verlangen, jedoch mit boshaftem und höhnischem Herzen, gethan. Ich konnte nimmermehr glauben, den Schlüssel, den ich in die See warf, wiederzusehen; als aber gestern Abend diese Männer in meine Hüte kamen, fand ich ihn im Bauche des Fisches, den ich schlachtete, und erkannte mit einemmale Eure Heiligkeit und meine Verworfenheit.

Nach diesen Worten vergönnte ihm Gregorius,

die Eisenhalte zu lösen und ward er, des siebzehnjährigen Zwanges ledig, von dem Orte seiner Buße hinweggebracht. Als er in die Fischerhütte gekommen war, wo er seine elfenbeinerne Tafel wieder zu gewinnen hoffte, fand er anstatt des Stalles, in dem er sie jenes Morgens vergessen hatte, eine mit Nesseln bewachsene wüste Stelle. Der Fischer hatte die baufälligen Trümmer vor Jahren niedergebrannt, um durch den möglichen Einsturz keinen Schaden zu nehmen, und wußte von dem Schatze des Heiligen nichts. Deßungeachtet wollte Gregorius ihn nicht für verloren geben und als man mit Hacken und Schaufeln den Boden öffnete, kam mit unversehrter Schrift die Tafel zum Vorschein, und erfreute die Gegenwärtigen auf's Neue, die Gregorius selig priesen, daß Gott so sichtbarlich mit ihm sei.

Die weisen Männer traten am anderen Morgen mit ihm ihre Rückreise gen Rom an und wurden schon vor der Stadt von großen Volksmassen frohlockend empfangen. Auch kam die Geistlichkeit mit Kreuz und Fahnen gezogen und geleitete den Heiligen mit Gepränge in die Domkirche, wo sie ihn zum Papste weihete.

Gregorius besaß den heiligen Stuhl sein Leben

lang in so gottseliger Reinheit, daß sich die ganze Welt erbaut und beseligt fühlte, und die Lehre des heiligen Geistes verlieh ihm das rechte Maaß zwischen Milde und Strenge, so daß er den Reuigen erbarmend und gnädig, den Verstockten ein ernster unerbittlicher Richter war.

Da in der Folgezeit auch die Herzogin von Aquitanien, seine Mutter, nach Rom pilgerte, um dem heiligen Papste ihre Sünden zu beichten, so gab ihm dies Gelegenheit, zu Beider unaussprechlichem Leid und Freude, sie wieder zu erkennen und sich von ihr wiedererkennen zu lassen. Er absolvirte sie, wie ihre Buße es verdient hatte, und da sie nicht in ihr Herzogthum zurückkehren, sondern wie Magdalene zu den Füßen des Herrn, zu den Füßen ihres Sohnes sitzen und das Wort Gottes aus seinem Munde vernehmen wollte, machte er sie zur Aebtissin eines römischen Klosters.

Sie entschlief bald darauf in dem Herrn und Gregorius folgte ihr, da keine Sünde so groß ist, daß sie nicht Gottes Erbarmung und Gnade fände, in die ewige Seligkeit nach.

VIII.

Die heilige Pfalzgräfin Genovefa.

In alten Zeiten war einmal ein Pfalzgraf Siegfried vom Trier Lande mit einer Tochter des Herzogs von Brabant vermählt und lebte mit ihr so lange in lauter Liebe und Eintracht, bis der Mohrenkönig Abderrhaman feindlich in das Frankenreich einfiel und ihn nöthigte, dem tapfern Karl Martell in seiner Bekämpfung beizustehen.

Er zog also gleich mit seinen Leuten in das Feld, und als er von seiner Gemahlin scheiden wollte, war es recht betrübt mit anzusehen, in welcher Thränenflut der Schmerz der Gräfin sich ergoß und wie sie in Ohnmacht sank, als ihr der Graf zum letztenmal die Hand reichte. Seine tröstenden Worte fruchteten nichts bei ihr und er befahl sie am Ende der heiligen Jungfrau Maria, indem er ihr sagte, wie er sie unter dem Schutze seines getreuesten Dieners Golo lasse,

der ihr in seinem Namen eifrig dienen und in Allem für sie sorgen werde.

Genovefa war vor Thränen nicht im Stande ein Wort zu erwiedern und fiel wie todt in die Arme ihrer Frauen, so daß dem Grafen nichts übrig blieb als, sich von ihr wendend, sein Roß zu besteigen und traurigen Muthes seines Weges zu reiten.

Er langte mit den Seinen glücklich in dem großen Heereslager an, wo alle Fürsten und Herren sich nach und nach um den Feldherrn versammelten, und da dieser den ihm überlegenen Feind voller Muth, Zuversicht und Besonnenheit angriff, so schlug er ihn in einer großen Schlacht auf's Haupt. Nur war damit der ganze Krieg noch nicht zu Ende und da die übriggebliebenen Feinde sich in eine Feste zurückzogen, in der sie eine langwierige Belagerung aushielten, konnten die Christen nicht sobald als sie gewünscht hätten in ihre Lande zurückkehren, und sah Pfalzgraf Siegfried sich dazu verdammt, ein volles Jahr vergehen zu lassen, bevor er seine Heimath wiedersehen durfte.

Die Gräfin betrübte die lange Trennung von ihrem Gemahle immermehr und sie hatte selbst keinen weiteren Trost auf Erden als in Gott und dem Gebete zu ihm. Sie führte nach wie vor ein tugend-

seliges Leben und hielt ihr Hausgesinde so gut als sich selbst zur Andacht an. Indessen trug es sich zu, daß der Böse Herz und Sinn desselben jungen Dieners Golo verführte, dem sie von seinem Gebieter anvertraut worden war, und es entzündete sich in ihm eine so heftige Leidenschaft zu der schönen Frau, daß er sie ihr auf die Dauer nicht verhehlen mochte. Wie oft sie ihn auch mit Worten strafte und seine Dreistigkeit in ihre Schranken wies, ward er doch immer dreister wie umsichtiger, und als er am Ende einsah, daß er das Ziel seines Verlangens nicht erreichen werde, wandelte sich seine allmächtige Liebe in einen grimmigen Haß und das unerläßliche Bedürfniß der Rache um. Er belauerte deshalb ihr Thun und Lassen lange Zeit; da er aber keinen Fehler an ihr entdeckte, ward der Vorsatz in ihm reif, ihr menschenfreundliches Wohlwollen für ihren Hausmeister Drago, mit dem sie oft in Gottesdiensten verkehrte, auf das Schändlichste auszulegen. Verschlagen, wie er war, wußte er die reine Tugend der Gräfin bei einigen verstandesschwachen Hausgenossen zu verdächtigen und einmal mit solchen Verbündeten bewehrt, fiel es ihm nicht schwer, den Scheingrund eines Beweises für seine Anklage zu finden. Er überraschte den einfäl-

tigen Drago, den er dahin gelockt, im Gemache der Pfalzgräfin, ließ ihn, ohne ihn zu hören, in den Kerker werfen und beschuldigte seine Gebieterin in's Gesicht der strafbarsten Zuneigung zu dem Unschuldigen, indem er sie mit beharrlicher Frechheit in einen festen Thurm abführte und als überführte Verbrecherin gefangen hielt.

Hier klagte die arme Genovefa den einsamen Kerkerwänden umsonst ihr schweres Leid und war von aller Gemeinschaft mit der Welt so lange abgesondert, bis sie eines Söhnchens genas, mit dem gesegnet ihr scheidender Gemahl sie verlassen hatte. Sie bat und flehte ihre Aufwärterin, ihr in ihrer Kindesnoth den Beistand einer Frau zuzugestehen; es ward ihr aber nicht gewährt und nicht einmal eine Windel für den hülflosen Säugling gegeben, dem man auch die Taufe nicht gestattete, und den sie deshalb mit dem Namen Schmerzenreich selbst taufte. Ja, als Golo vernahm, was geschehen sei und wie die arme Fürstin vor Kummer, Schmerzen und Noth fast verschmachtete, wollte er sogar nicht dulden, daß sie bessere Nahrung empfing, und ließ Wasser und Brod nach wie vor das Einzige sein, was ihr Leben fristete, die er mit dem äußersten Elende demüthigen wollte.

Pfalzgraf Siegfried erfuhr derweil von ihrem Schicksale nichts, da Niemand den Muth in sich fand, seinem Lieblinge Golo zum Trotz ihm ihretwegen Nachricht zu ertheilen. Seine Rückkehr ward durch eine Wunde noch länger aufgehalten, und als sie mit seiner Genesung nahete, unterrichtete ihn Golo durch einen Boten, zwei Monate nach Genovefa's Niederkunft, von Allem. Die vermeinten Einzelheiten des Verbrechens erhöhten den Zorn, in den der Graf durch diese Kunde gerieth, und der böse Golo hatte nicht ermangelt, ihm die Zeit der Niederkunft der Gräfin falsch anzugeben. Er besann sich, wie er den begangenen Ehebruch bestrafen solle und schickte denselben Diener mit dem Befehl zurück: Golo solle die Gräfin bis zu seiner Heimkehr in engem Gewahrsam halten und den Hausmeister hinrichten lassen.

Golo freute sich, seinen Anschlag so wohl gelingen zu sehen, und beeilte sich, den Willen des Pfalzgrafen mit Drago zu vollbringen, indem er denselben, um durch seine Hinrichtung kein Aufsehen zu erregen, in aller Stille vergiften und den Leichnam mitsammt den Ketten in eine abgelegene Grube beerdigen ließ. Doch blieb er Genovefa's halb nicht ohne Besorgnisse, da es nicht an Leuten im Schlosse fehlte, die an ihre

Unschuld glaubten und dazu die Nachricht einlief, daß der Pfalzgraf bereits auf der Rückreise in seine Lande begriffen sei. Hier galt es einen kurzen Entschluß und setzte Golo sich zu Pferd, um seinem Gebieter bis Straßburg entgegen zu reiten.

In dieser Stadt lebte mit dem Rufe der Heiligkeit eine alte Frau, die die Schwester der Säugamme Golo's war und ihn seit Jahren kannte. Zu der begab er sich, bevor er zu seinem Gebieter ging, erzählte ihr seine Angelegenheit und bat und bestach sie, wenn er den Grafen zu ihr brächte, ihm durch Zauberkunst vorzuspiegeln, die Gräfin habe mit dem Hausmeister gegen ihn gesündigt. Alsdann erschien der Heuchler vor seinem Herrn und stellte ihm den bösen Zustand seines Hauses mit so trügerischem Anscheine der Wahrheit vor, daß der Graf ihm nicht nur Glauben beimaß, und Alles billigte, was Golo gethan hatte, sondern sich auch in dem neuen Netze, das über ihn ausgebreitet ward, fangen ließ, und an dem nämlichen Abende mit ihm zu dem Weibe ging, das die Gabe besitzen sollte, verborgene Dinge zu offenbaren. Er trug ihr seinen Verdacht und seinen Zweifel gegen die Treue seiner Gemahlin vor und ließ sich von ihr in einen dunkeln Keller führen, wo ein grünes Licht

brannte und einen seltsam benebelnden blauen Schein von sich warf. Hier beschrieb die Zauberin mit ihrem Stabe zwei Kreise am Boden, in deren Mitte sie den Grafen stellte und zeichnete Figuren, Schnörkel und Linien in Menge dazu, die wiederum von selbst anhuben, sich zu regen und zu bewegen und durch Farben und Lichter ein geheimnißvolles Leben zu empfangen. Die unverständlichen Worte, die die Alte murmelte, das Singen und Pfeifen, das zwischen durch das Gemach ging, verwirrte Siegfried's Gemüth dergestalt, daß er alle Besinnung verlor, und wie in dem Netze eines krankhaften Traumes gefangen blieb.

Das Weib ergriff einen Spiegel, den sie in ein Gefäß voll Wasser warf, sprach den grausenerregenden Zaubersegen und hieß den Grafen in das Wasser schauen. Er erhob sein Auge zu dem Spiegel und sah es darin gähren, Wellen schlagen und tagen. Wie grüne Moose sproß es und wuchs zu einem Walde aus; der Garten seiner Burg, sie selbst tauchten aus dem Nebel und blieben stehen, wohlbekannte Gestalten wandelten hin und wieder und verschwanden, und zuletzt sollten nur zwei übrig sein, in denen Siegfried Genovefa und Drago erkannte, die sich mit freundlichen Worten und Blicken begegneten. Er fand da-

rin zwar noch kein Arg und sagte es der Zauberin, die ihn mit einer Geberde zur Geduld verwies. Die Zeit ging aber weiter, und ein anderes Bild löste das erste ab, auf dem die beiden neben einander in einer Laube saßen und sich liebkosten. Der Graf erröthete im Innersten über Genovefa's Bild und als es ihm im entferntesten Dickicht zum drittenmal erschien und in Drago's Armen zu Boden sank, empörte ihn dies so sehr, daß er mit der Faust nach dem Spiegel schlug, ihn zu zertrümmern und aus seiner Bezauberung erwachte. Er stand ernüchtert an Leib und Seele da, und verlangte keinen Beweis dessen mehr, was er gesehen hatte. Er gebot Golo, nach Hause zu reiten, und vorzusorgen, daß er bei seiner Rückkehr die Schändliche nicht mehr am Leben finde, und Golo versäumte nicht, ihm zu gehorchen.

Er vertraute sich im Schlosse seiner Amme an, mit der er das Nöthige im Betreff des Bluturtheils besprach und es war dabei Niemand zugegen als die kleine Enkelin der Frau, vor der sich Beide nicht scheuten. Nur war das Herz des Kindes der guten Gräfin mehr als ihrer Großmutter zugethan und schlich dasselbe heimlich an das kleine Fenster des Kerkerlochs, wohindurch die Gefangene ihr tägliches Was-

fer und Brod empfing, um da so lange so bitterlich zu weinen, bis Genovefa es hörte und näher trat. Sie fragte das Mädchen freundlich um die Ursache ihrer Bekümmerniß und erfuhr ihr eignes tödtliches Leid, das ihr nicht sowohl um ihrer selbst als um ihres Kindes willen nahe ging. Sie bat das Mädchen um die Mittel, dem Pfalzgrafen einen Brief zu schreiben und im Besitze derselben nahm sie den rührendsten Abschied von ihrem Gemahle und eröffnete ihm die einfache Wahrheit ihres Schicksals. Das Schreiben legte sie in des Kindes Hände, mit dem Geheiß, es ohne Jemandes Wissen in ihrem Gemach zu verbergen und sie selbst verbrachte die nächstfolgende Nacht in brünstigen Gebeten, das Heil ihrer Seele bei dem schweren Schritte, den sie sobald thun müsse, Gott anheimstellend.

In der Frühe des andern Morgens verkündete Golo zweien seiner getreuesten Knechte den Willen des Pfalzgrafen und gebot ihnen, die Gräfin mit ihrem Kinde in den Wald zu führen, um sie daselbst umzubringen und ihm zum Wahrzeichen ihre ausgestochenen Augen zu überantworten. Die Diener sagten ihm für den entbotnen hohen Lohn Gehorsam zu und holten die Pfalzgräfin, schlecht gekleidet und verhüllten

Angesichts, in aller Stille aus dem Kerker ab. Da ging die arme Genovefa wie ein unschuldiges Lamm zur Schlachtbank, und that ihren Mund zu keiner Klage auf, indem sie ihr Söhnlein wiederholt mit den Worten an sich drückte: Ach dürfte ich Dich, mein liebster Engel, nur so lange auf meinen Armen tragen, als ich Dich unter meinem Herzen getragen habe So aber mußt Du sterben und Strafe erleiden, ehe Du schuldig geworden bist.

Die Diener vernahmen diese leisen Worte, und fühlten ihr Herz von Mitleid erweicht; auf einer einsamen Stelle im Walde angelangt, erklärten sie der Gräfin, wie und warum sie den Tod erleiden müsse, den sie nicht ihnen oder Golo, sondern dem Befehle ihres Gemahls zuzuschreiben habe.

Genovefa kniete demüthig nieder und betete zu Gott aus dem innersten Herzen, derweil die Knechte ihr Kind ergriffen und ihm den Hals abschneiden wollten. Bei dem Anblick der Messer sprang die Mutter empor, fiel den Mördern in die Arme und rief ihnen voll Entsetzen zu, einzuhalten und des unschuldigen Blutes zu schonen, oder sie zuerst zu tödten, damit sie nicht zweimal sterben müsse. Die Männer willigten darein und hießen sie den Hals

entblößen, um den Streich zu empfangen. Da legte sie ihnen wiederum unter tausend Thränen und mit so eindringlichen Worten ihre Unschuld an das Herz und gab ihnen sowohl zu bedenken, wie das Blut, das sie vergießen wollten, im Himmel über sie und ihre Kinder Rache schreien würde, daß sie die wilden Knechte zu Mitleiden rührte und zu dem Entschlusse bewog, ihr kein Leid anzuthun. Sie sprachen ihr, wie durch ein Wunder, Beide auf einmal freundlichen Trost zu, überzeugten sie, daß sie nichts Böses mehr gegen sie im Sinne hätten und wurden mit ihr einig, daß sie aus Dankbarkeit nicht zu Menschen zurückgehen, sondern sich bis an ihren natürlichen Tod in der Wildniß aufhalten wolle. Genovefa erhob sich von ihren Knien, auf denen sie den Himmel für ihre Errettung gedankt hatte, und schied von den Beiden, die einem Windspiele, das mit ihnen gelaufen war, die Augen ausstachen und als Beweis ihrer Mordthat heimbrachten, wo ihr Gebieter nicht den Muth hatte, sie anzusehen, sondern befahl, sie, des Ehebruchs wegen, den Hunden vorzuwerfen.

Die gerettete Genovefa trieb sich von allen Menschen verlassen im wilden Walde nach einem Orte um, der sie vor Unwetter schirme, und fand den gan-

zen langen Tag keinen, sondern sah sich genöthigt, ihre Herberge unter einem Baume zu nehmen. So brachte sie die unwirthliche Nacht unter Frost und Zagen schlaflos hin, die weinenden Augen und gefalteten Hände gen Himmel oder auf ihr Kind gewendet, und als der Morgen anbrach, stand sie auf und ging mit ihrem Säugling bis zum Abend im Walde hin und her, eine Höhle oder einen hohlen Baum zu suchen, worin sie wohnte. Es war Alles wieder vergebens und da sie zwei Tage nichts gegessen und getrunken hatte, ward ihr Hunger und Durst so groß, daß sie die rohen Wurzeln der Kräuter zu ihrer Erquickung auszuraufen begann. Die zweite Nacht brachte sie auf's Neue ohne Schlummer und voll Angst unter einem Baume zu, und am dritten Tage endlich fand sie noch tiefer in der felsigen Wildniß eine Höhle und daneben ein Quellbrünnlein. Die Gräfin nahm diese Wohnung als ihr von Gott bescheert ein und setzte sich vor, ihr übriges Leben da zuzubringen. Sie bereitete sich ein Bett von Baumzweigen und Laub und suchte von einem Tage zum andern frische Wurzeln zur Nahrung. Weil sie ein so gar kümmerliches Leben führen mußte, ging ihr bald die Muttermilch aus, und trank ihr armes Kind so lange an der leeren

Brust bis Blut statt der Milch floß und es ohne Nahrung zu verschmachten begann. Sein klägliches Wimmern ging der Mutter in das Herz und sie glaubte vor Leid sterben zu müssen. Sie legte es verzweifelnd unter einen Baum und lief von dannen, wo sie es nicht hören und sehen konnte. Dort kniete sie mit aufgehobenen Händen nieder und rief den allgütigen Gott an, sie zu erhören und ihr dies Kind, ihren einzigen Trost auf Erden, zu erhalten, das keinen andern als seinen himmlischen Vater habe, und schon vor seiner Geburt eine Waise gewesen sei. Sie bat die Natur um Beistand, die Bäume, die Felsen, den Sonnenschein um Mitleiden und beschwor die wilden Thiere, die Quellen, ihr Kind zu retten, indem sie gelobte, es Gott zur Ehre und zu seinem Dienste aufzuerziehen, wenn ihr Wunsch in Erfüllung gehe.

Nicht sobald hatte die weinende Mutter ihr Gebet beendigt, so lief eine Hirschkuh auf sie zu, die sich wie ein zahmes Thier anstellte und freundlich um sie herstrich, gleich als ob sie sagen wollte: Siehe! mich hat Gott gesendet, dein Kindlein zu nähren. Die Gräfin erkannte freudig staunend die Fürsehung, eilte zu ihrem Kind und legte dasselbe an die Zitzen des

Wildes, das ihr gefolgt war und an dem es sich sättigte. Auch kam die Hirschkuh, so lange Beide in der Wüste waren, täglich zweimal wieder, das Kind zu tränken, und brachte ihm die einzige Hülfe, die das schuldlose Wesen von allen Kreaturen sieben Jahre lang empfing, derweil seine Mutter blos von Wurzeln und Kräutern ihr Dasein fristete. Ihre Grafenwohnung hatte Genovefa mit der wilden Einöde, ihr Prunkgemach mit der finstern Kluft, ihre reichbeladne Tafel mit Beeren und Kräutern vertauscht. Statt ihrer glänzenden Diener gingen Thiere bei ihr ein und aus, statt auf ihr weiches Ruhebett, legte sie sich Nachts auf Laub und harte Reiser, anstatt kostbarer Perlen hatte sie ihre bittere Zähren und für Lust und Kurzweil nur Leid und Traurigkeit. Im Sommer ertrug sie ihr Elend leicht genug, wenn der Winter mit seinen scharfen Winden aber kam, ging die Qual der armen Frau an und wo keine Nahrung aufzutreiben, mußte sie ein Stück Eis in ihren Mund nehmen, bis es von ihrer Wärme aufgethaut war und ihren Durst löschte, oder räumte sie mühsam den tiefen Schnee hinweg und grub die festgefrorne Erde mit einem Stückchen Holz nach Wurzeln auf. Wie quälte auch der grimme Frost sie und ihr zartes Kind,

und wie mußte sie zuweilen die eiskalten Hände zusammenschlagen und reiben, bis wieder Blut hinein kam! Die langen Winterabende, die kein Ende nehmen wollten, mußte sie mit ihrem Knaben in der einsamen schwarzen Höhle verleben, ja, wie lange sah sie oft Morgens nach der Sonne aus, bevor sie ihr das Tageslicht brachte! Und dennoch waren alle Schmerzen, die Genovefa aus eigner Drangsal erlitt, gegen den Kummer gering, den ihr mütterliches Herz über das Elend ihres Kindes empfand. Wie oft drückte sie dies ihr allmälig erwachsendes Kleinod an ihre Brust, um seine von Kälte erstarrten Glieder zu erwärmen, und wie oft konnte sie ihren Schmerz nicht beherrschen, wenn der ganze Leib dessen, der in der wilden Wüste ihre einzige Lust war, vor Kälte zitterte, sondern weinte so unmäßig, daß auch das arme Kind seine Thränen über die Trauer seiner Mutter nicht zurückhalten konnte! Nichts destoweniger härtete sich der Knabe mit der Zeit gegen alle Mühseligkeiten ab, derweil seine Mutter Gott dankte, sie mit ihm aus der Gefahr der Welt errettet zu haben und sich je länger je mehr in der himmlischen Liebe übte.

Eines Tages, als sie mit gen Himmel gerichteten

Augen betend vor ihrer Hütte kniete, sah sie das Wunder sich ereignen, daß ein Engel aus der Höhe niederflog und ein Kreuz in Händen trug, worauf der sterbende Heiland künstlicher als es Menschenhände vermögen, aus Elfenbein abgebildet war. Dies Kruzifix reichte ihr der Engel mit den Worten: Der Heiland sendet Dir, Genovefa, das Kreuz vom Himmel und Du sollst Dich in ihm beschauen und bespiegeln, vor ihm Dein Gebet verrichten. Tröste Dich mit dem Kreuze, wenn Du betrübt bist, fliehe zu ihm, wenn Du angefochten wirst, wenn Dich Ungeduld befällt, erinnere Dich an die Geduld dessen, der an diesem Kreuze hängt.

Der Engel verschwand wieder und Genovefa stellte das Kreuz auf einen aus Felsen gebildeten Altär, den sie in ihrer Höhle entdeckt hatte, und vor dem sie fortan nur zu liegen brauchte, um all ihr Leid zu vergessen. Was sie auch immer ihrem Heiland klagte, er nahm es von ihr. Im Sommer zierte sie sein Bild mit grünen Maien und feinen Waldblümlein, im Winter umflocht sie es mit Tannenreisern, mit dunklen Wachholderzweigen und Distelblüthen.

Inzwischen erwuchs ihr Sohn Schmerzenreich immer mehr und lernte sprechen, wodann Genovefa,

die schon vorher allerlei Kurzweil mit ihm gehabt hatte, ihn so wohl unterrichtete als sie es in der Einsamkeit im Stande war. Gott und die Natur hatten den Knaben mit besonderem Verstande ausgerüstet, daß er vor der Zeit klug werden konnte und alle guten Lehren begriff. -Nur war es jammervoll anzusehen, wie er zuletzt nackt und barfuß einherging, da die schlechten Tücher, in die die Mutter ihn in seiner Kindheit gewickelt hatte, bald zerrissen waren, und die Stücken Tuch zu Fetzen wurden, die sie von ihrer eignen Kleidung abschnitt. Als es damit so weit gekommen war, daß Mutter und Sohn ihre Blöße mit Moos und Zweigen decken mußten, erbarmte sich Gott und sandte einen Wolf, der die Haut eines zerrissenen Schafes im Rachen trug und sie vor der Mutter niederwarf, die dieses göttliche Geschenk mit Dank annahm, und mit der getrockneten Haut ihren Schmerzenreich kleidete. Zu dieser Zeit fingen auch die wilden Thiere an, zutraulich gegen die Waldbewohnerin zu werden, kamen täglich vor die Höhle und spielten mit dem Kinde. Der Wolf, der ihm das Schaffell gebracht hatte, ließ den Knaben auf sich reiten, und oft speiste derselbe mitten unter Hasen und anderem Wilde, das um ihn herumlief. Die Vögel flogen ihm

auf Hand und Haupt und erfreuten Mutter und Kind mit ihrem lieblichen Gesange. Wenn Schmerzenreich ausging, Kräuter zu suchen, liefen mancherlei Thierchen mit ihm und zeigten ihm, mit den Füßen scharrend, die heilsamsten Kräuter. Er kannte schon lange das Vaterunser und andere Gebete auswendig und that allmälig immer mehr Fragen über Gott, die Welt und ihr Dasein an seine Mutter, die sie ihm mit weiser Zurückhaltung beantwortete. Sie prägte ihm in sein Herz, wie sie in diesem Jammerthale nur zu ihrer Prüfung und Läuterung von Gott erschaffen seien, um dereinst im Himmel ihren Lohn zu empfangen, und sagte ihm zwar auch, daß sie Beide nicht die einzigen Geschöpfe ihrer Art auf Erden seien, fügte dem aber hinzu, sie dürften nicht zu anderen gehen, die nicht alle gut und fromm, um in der Einsamkeit des Waldes desto besser dem Himmel zu dienen.

Da wurde die fromme Gräfin dereinst tödtlich krank, so daß sie glaubte, ihrem letzten Stündlein nahe zu sein. Die Noth und der Mangel hatten ihren Leib so abgezehrt, daß sie sich nicht mehr selbst gleich sah, und ein abgestorbener Schatten zu sein schien. Ein hitziges Fieber entzündete das Blut in

ihren Adern, und ihren Gliedern schwand unter heftigen Schmerzen alle Kraft. Der arme Schmerzenreich war in Verzweiflung über den ihm drohenden unersetzlichen Verlust, und betete zu Gott, daß er ihm seine Mutter am Leben erhalte, derweil Genovefa nicht mehr der Ueberzeugung widerstehen konnte, ihm die Geschichte ihres Lebens anvertrauen zu müssen. Sie that es, nachdem er ihr versprochen hatte, ihr Unglück nicht zu rächen, und sagte ihm, wohin er nach ihrem Tode zu seinem Vater gehen sollte, dem er so ähnlich sehe, daß man ihn alsbald anerkennen werde. Als sie schon ihr Haupt zum Schlummer auf die Seite gelegt hatte und den Tod erwartete, war ihr als träten zwei glänzende Engel in die Höhle, von denen der Eine sich über ihr Lager beugte und mit den Worten, sie solle Gottes Willen gemäß leben, ihre Hand berührte, und fühlte sie darauf ihre Lebenskraft sich erneuern, mit der sie nach und nach vollkommen genas.

Als nun zu seiner Zeit Pfalzgraf Siegfried von Straßburg nach Trier heimgekehrt war, erfuhr er durch Golo, wie derselbe, seinem Befehle gemäß, seine Gemahlin und ihren Bastard habe im Walde

umbringen lassen. Er war davon zweifelsohne wohl zufrieden gestellt; hub, in seiner gewohnten Lebensweise, aber schon nach einigen Tagen in seinem Gewissen an sich zu ängstigen und herbe Sehnsucht nach Genovefen zu empfinden. Er stellte sich die Möglichkeit vor, daß ihr Unrecht geschehen sei, und fühlte sich strafbar, die Sache nicht auf gesetzlichem Wege untersucht zu haben. Er träumte sogar eines Nachts, es risse ihn ein Drache aus den Armen seiner geliebten Gemahlin und erzählte dies Gesicht am Morgen Golo, dessen Arglist es also zu seinem Vortheile auslegte, daß der schuldige Hausmeister ganz recht Draco, oder zu deutsch Drache geheißen habe und der Traum das Geschehene rechtfertige.

Ueberdies veranstaltete Golo allerlei Feste und Gastmahle, um seinen schwermüthigen Gebieter zu erfreuen, dessen aufbrechende blutende Herzenswunden keine Mittel heilten. Eines Tages unter andern kam der Graf in das Zimmer seiner Gemahlin und fand da den Brief, den sie im Kerker geschrieben und den das kluge Kind versteckt hatte. Er durchlas ihn aufmerksam und konnte nicht länger an der Unschuld Genovefa's zweifeln. Da wurde er so sehr von Reue und Mitleiden bewegt, daß er an Herzweh sterben zu

müssen glaubte und seinen ganzen Zorn an Golo ausgelassen haben würde, hätte derselbe nicht zu seinem Glücke den Anzug des Unwetters errathen, und den Hof auf einige Tage gemieden. Als er wieder vor dem Angesichte des ruhiger gewordenen Grafen erschien, ersann seine Arglist auf's Neue Etwas, womit er dessen gesunden Sinn berückte und wiegte das erwachende Gewissen mit der Bemerkung ein, wie bloßes Läugnen für nichts weniger als Beweis der Unschuld gelten dürfe. Nichts destoweniger war dieser Schlummer von kurzer Dauer und unruhiger Art, indem dem Grafen allenthalben eine geheime Stimme in das Ohr raunte, daß Genovefa schuldlos und er an ihr und seinem Kinde, sowie an dem armen Diener zum Mörder geworden sei. Golo erkannte und beobachtete diesen Gemüthszustand so wohl, daß er sich nicht mehr sicher glaubte und in aller Stille vom Hofe und aus dem Lande entwich. Einige Zeit darauf nahm man auf dem Felde an einem abgelegenen Orte Spuren eines verscharrten Leichnams wahr, grub nach und entdeckte den Körper des vergifteten Drago, den man an einigen Merkmalen wieder erkannte, und dessen Anblick dem Pfalzgrafen noch mehr Zweifel erweckte, ob Alles mit rechten Dingen zugegangen sei.

Einige Jahre später wurde sogar jene straßburger Frau, die den Grafen durch ihre Vorspiegelungen betrogen hatte, gefänglich eingezogen und als Hexe und Kupplerin zum Feuertode verdammt, vor welchem sie bekannte, daß die Pfalzgräfin Genovefa und ihr Hausmeister schuldlos gewesen seien und sie mit deren Gemahl, auf Golo's Anstiften, ein schändliches Gaukelspiel getrieben habe.

Als der Graf diese amtliche Meldung empfing, konnte dem nichts mehr im Wege stehen, daß ihm Alles klar ward und die vollständigste Verzweiflung wegen seines Verbrechens ihn überkam. Von dem Geschehenen war nichts mehr zu ändern, oder gut zu machen, und es blieb ihm nur die Pflicht der Rache oder Strafe zu erfüllen übrig. Golo war leider! außer dem Bereiche seiner Macht und mit Gewalt nicht zu erreichen. Der Graf nahm also seine Zuflucht zur List und suchte ihn durch freundliche Briefe zu einem Besuche auf seiner Burg zu bewegen. Der Mistrauische war lange Zeit nicht sicher zu machen, am Ende gelang es aber und glaubte Golo in der That, sein Gebieter sei ihm wieder gewogen. Der Pfalzgraf stellte am heiligen Dreikönigstage eine große Jagd an, zu der auch Golo eine Einladung empfing, der

er zu seinem Verderben Folge leistete, und als er vor den andern Gästen bei Hofe erschien, bewillkommte ihn der Pfalzgraf so freundlich und unbefangen, als ob sie im besten Verhältniß zu einander stünden.

Um die vielen Gäste desto reichlicher zu bewirthen, ritt Siegfried bereits einige Tage vor dem Dreikönigsfeste auf die Jagd und nahm unter Andern Golo mit. Sie jagten im Forste einzeln dem Wilde nach und von ungefähr wurde der Pfalzgraf eine schöne Hirschkuh gewahr, die er über Hecken und Gestrüpp verfolgte, bis sie sich in eine Felsenhöhle barg. Er ritt dem Thiere bis an die Höhle nach, und sah plötzlich ein unbekleidetes Weib vor sich stehen. Er entsetzte sich nicht anders, als sähe er ein Gespenst, bekreuzte sich und beschwor sie, wofern sie von Gott, hervorzutreten und ihm zu sagen, wer sie sei. Genovefa hatte den Grafen mit dem ersten Blick erkannt, und erwiederte ihm mit zitternder Stimme, sie sei ein unglückliches, nacktes Weib und könne nicht zu ihm kommen, er würfe ihr denn ein Kleidungsstück zu, ihre Blöße zu bedecken. Der Graf warf seinen Mantel in die Höhle und darein gehüllt trat Genovefa, die Hindin getrost an ihrer Seite, näher, derweil Schmerzenreich in den Wald ausgegangen war, um

Kräuter und Wurzeln zu suchen. Der Graf wunderte sich über die abgezehrte Gestalt und sprach weiter mit ihr, die ihm verkündete, sie sei aus Brabant gebürtig und aus Noth hierher geflohen, da man sie unschuldigerweise mit ihrem Kinde habe umbringen wollen. Nun fragte Siegfried mit bewegtem Herzen, wie lange das her und wie es zugegangen sei, und die ermuthigte Genovefa entgegnete: Ich war mit einem edlen Herrn vermählt, er faßte Argwohn gegen mich und befahl seinem Diener, mich sammt meinem Kinde tödten zu lassen. Die Knechte schenkten mir aus Barmherzigkeit das Leben und ich gelobte, niemals wieder vor meinem Herrn zu erscheinen, sondern in diesem Walde Gott zu dienen, wie ich seit sieben Jahren gethan habe.

Da erzitterte Graf Siegfried am ganzen Leibe, indem Genovefa's Bild vor seiner Seele aufstieg und erkannte sie noch nicht in dieser abgemagerten Gestalt. Er sagte zu ihr: Ich bitte und beschwöre Euch, liebe Frau, laßt mich wissen, wie Euer Name und Euer Eheherr geheißen ist? — Mein Eheherr hieß Siegfried, seufzte sie: ich Unglückselige nenne mich Genovefa! —

Diese wenigen Worte erschütterten den Grafen ge-

waltiger, als wenn ihn der Donner gerührt hätte, und er stürzte bügellos zu Boden, wo er auf seinem Angesichte lange lag und nicht mehr athmete. Als er seine Besinnung wieder fand und sein Haupt aufrichtete, sagte er, noch in den Knien zusammengesunken: Ach, Genovefa! Seid Ihr es, Genovefa? — Sie sprach: Lieber Herr Siegfried, ja, ich bin die arme Genovefa. Dem Grafen strömten die Thränen über das Gesicht und er war nicht im Stande, ein Wort hervorzubringen. Nach vielem heißen Weinen sprach er, immer knieend: O, daß sich Gott im Himmel erbarme, in solchem Elend treffe ich Euch an, ich gottvergessener Bösewicht bin nicht werth, daß mich die Erde trage, ja, verdiene von ihr in den Abgrund der Hölle verschlungen zu werden. Ich, ich bin allein die Ursache Eures Unheils, ich Schändlicher! gebot, von einem falschen Argwohn verleitet, mein unschuldiges Weib zu tödten. Vergebt mir, geliebteste Genovefa, nicht um meinet-, sondern um des Gekreuzigten willen, der dort auf dem Felsen steht. Ich bleibe, bis ich vor Euch Gnade gefunden habe, zu Euren Füßen liegen.

Mit halbgebrochenen Worten versetzte die Gräfin unter Thränen: Betrübet Euch nicht allsosehr, mein

Herr Siegfried. Es ist nicht durch Eure Schuld, sondern nach Gottes Rathschluß geschehen, daß ich in diese Wüste ausgesetzt worden bin. Ich verzeihe Euch von Herzen, und habe Euch vom Anfang an verziehen gehabt. Der allerbarmende Gott wolle uns Beiden unsere Sünden nicht zurechnen und uns seiner Gnade werth erachten.

Darauf reichte sie dem Grafen die Hand und hob ihn von der Erde. Hier stand er, in das leidenvolle Antlitz seiner Gemahlin schauend, und meinte, das Herz im Leibe müsse ihm vor Mitleid bersten. Er fühlte eine solche Ehrerbietung vor Genovefen, als ob sie eine himmlische Heilige wäre, und obwohl sie ihm alle Freundlichkeit erzeigte, wagte er kaum mit ihr zu reden. Zuletzt fragte er, wo das arme Kind sei, das sie im Kerker geboren habe und ob es nicht mehr lebe? — Es ist freilich ein Wunder Gottes, daß es noch lebt, erwiederte Genovefa: Ich allein hätte es nicht ernähren können. Gott hat mir diese Hindin geschickt, und das treue Thier mein Kind zweimal des Tags gesäugt. Sie redete noch, als der kleine Schmerzenreich, mit seiner Schafshaut bekleidet, beide Hände voll Wurzeln, barfuß, daher gelaufen kam.

Er erschrak vor dem fremden Manne und wollte

nicht zu ihm: seine Mutter beruhigte ihn aber mit der Versicherung, daß er nichts zu fürchten habe, und da wußte der Graf nicht, ob sein Leid größer war oder seine Freude, indem Genovefa zu ihm sagte: Siehe, mein Sohn! das ist Dein Vater, gehe hin und küsse seine Hand.

Das Kind gehorchte und der Graf nahm es mit Entzücken in seine Arme und herzte und küßte es ohne Unterlaß, nichts weiter sagend als: O mein herzlieber Sohn, o Du mein ärmstes Kind! bis er sich stark genug fühlte, seine Jäger und Diener zusammen zu rufen.

Sie kamen und erstaunten über das wilde Weib bei ihrem Herrn und das Kind auf seinen Armen, und er sprach zu ihnen: Was dünkt euch bei diesem Anblick, meine Freunde! solltet ihr das Weib nicht kennen? Sie verneinten es nach einer Pause und nun sagte ihnen der Pfalzgraf, daß es seine Gemahlin Genofeva sei, worüber sie so hoch erstaunten, daß sie nicht wußten, was sie sagen oder denken sollten. Einer nach dem andern begrüßte und bewillkommte sie und zweie ritten eiligst heim und holten Kleider und eine Sänfte, um ihre Gebieterin ehrbar in das Schloß zu schaffen.

Von allen Begleitern des Grafen kam, auf seinen Jagdruf, Golo zuletzt herbei, gleich als ahnete er nichts Gutes. Der Graf hatte ihm zwei Diener mit dem Geheiß entgegen geschickt, er solle eilen, es sei ein wundersames Wild gefangen worden, und als er vor ihm stand, fragte er: Golo, erkennst Du dieses Weib? Golo schrak zusammen, obwohl er kräftig nein! antwortete, und da sprach der Graf: Du ruchlosester Bösewicht, der unter der Sonne wandelt, kennst Du Genofeva nicht, die von Dir fälschlich angeklagt und schuldlos in den Tod geschickt worden ist? Wie soll ich Dich grausam genug strafen, Du Mörder, wo Qualen ersinnen, Dich zu martern?

Golo lag auf der Erde und wälzte sich, um Gnade flehend; der ergrimmte Graf ließ ihn aber als den ärgsten Uebelthäter gebunden wegführen. Als er Genofeva bat, mit ihm zurückzukehren, betrat sie noch einmal die Höhle, um vor dem Cruzifix nieder zu knien und Gott für die empfangenen Wohlthaten zu danken, und nun führte Siegfried sie bei der Hand, indem ein edler Ritter den jungen Schmerzenreich nachtrug. Muntere Vögelein flogen um das Haupt der Gräfin und thaten durch ihr Flattern und Zwitschern kund, wie ungern sie sie von sich ließen. Die

Hirschkuh folgte Schritt vor Schritt, wie ein zahmes Lamm.

So erreichte man die Sänfte, in der Genofeva weiter getragen wurde und im Schlosse selbst war das Wunder schon zur lauten Mähr geworden und drängte sich Jedermann, die heilige Frau zu sehen.

Freunde, Verwandte und Gäste kamen scharenweise und priesen frohlockend Gott, die Unschuld offenbart zu haben, deretwegen auch Feste und Freudenmahle angestellt wurden, wiewohl Genovefa nur wenige Menschen sehen und sprechen konnte und nicht im Stande war, andere Speisen als solche zu genießen, die man ihr aus Wurzeln und Kräutern bereitete.

Golo bekannte seine Frevel vor Gericht und ward zu dem wohlverdienten Tode verdammt. Er flehte zwar Genovefa um Gnade an und der Pfalzgraf würde deren dringende Fürbitten gewiß erhört haben. Seine ganze Verwandtschaft stand aber dagegen auf und gestattete ihm den Willen nicht, damit es nicht einst heiße, Golo sei unschuldig gewesen, und habe nicht zur Strafe gezogen werden können. Er ward wie alle Diejenigen mit dem Schwerte gerichtet, die es mit ihm gehalten hatten, und die Freunde und Anhänger der Gräfin erhielten reichen Lohn, zumal

das Mädchen, das ihr die Mittel in den Kerker geschafft, an Siegfried zu schreiben, und der Knecht, der ihr das Leben geschenkt hatte und dessen Genosse schon gestorben war.

Nach den ersten Freudenwochen lebten Genovefa und Siegfried ferner in Heiligkeit zusammen, und er wußte nicht, wie er ihr genugsam dienen und sie ehren solle. Genovefa freute sich freilich an irdischen Ehren nicht mehr und ihr Körper war durch das lange Elend so entkräftet, daß ihr keine Pflege frommte. Kaum daß sie etwa drei Monate mit ihrem Gemahle gelebt, so hatte sie in einem Gebete eine himmlische Verzückung und sah eine Schaar heiliger Frauen und Jungfrauen, unter denen die Mutter Gottes glorreich einherschwebte, nahen. Jede dieser Heiligen reichte ihr eine himmlische Blume; die Jungfrau Maria hielt eine mit köstlichen Edelsteinen geschmückte Krone in der Hand und sprach: Diese Krone hast Du durch die Dornenkrone erworben, die Du in der Wildniß getragen. Nimm sie von mir, es ist Zeit, daß die Ewigkeit Deiner Freuden anhebe. Mit diesen Worten krönte die Erscheinung die Pfalzgräfin und war verschwunden, sobald sie wieder zu sich kam. Genovefa freute sich, daß ihr Elend ein Ende nehmen werde,

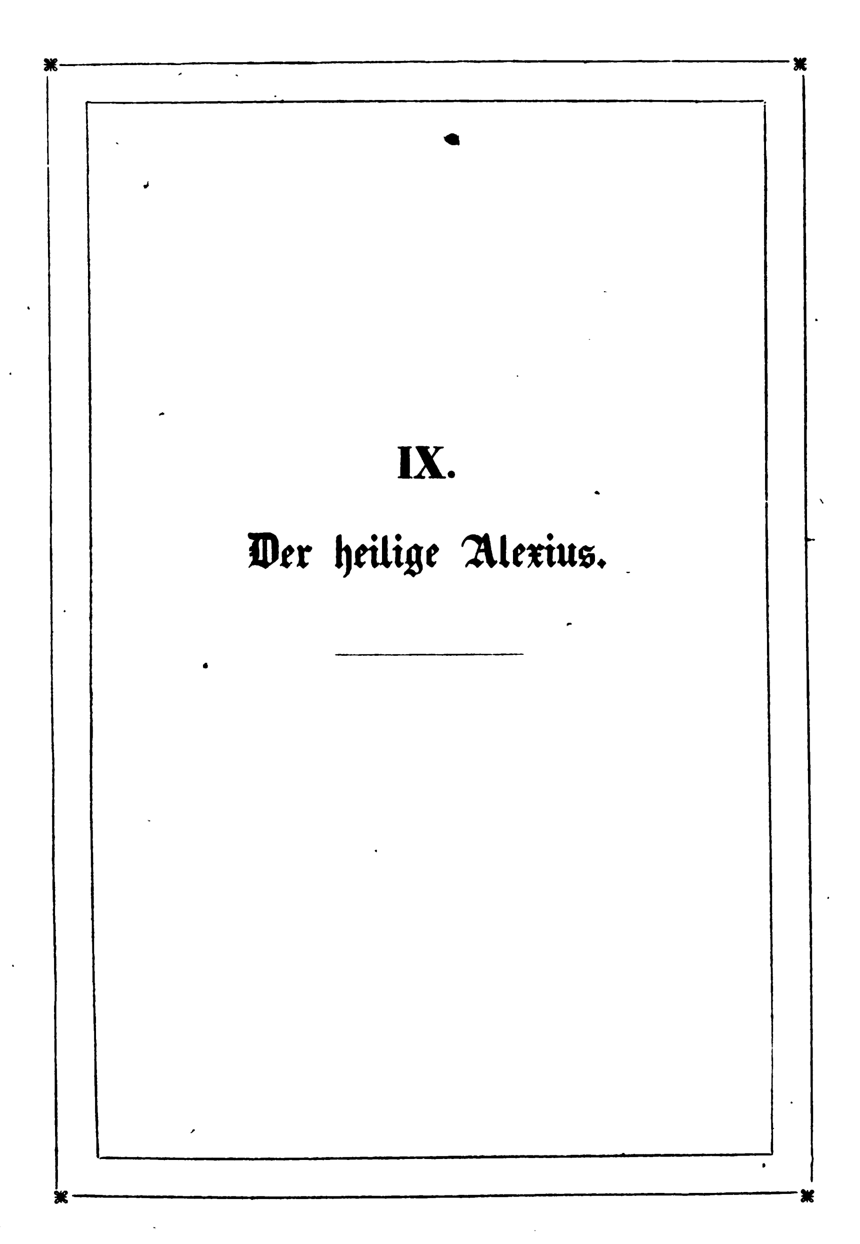
und sagte ihrem Gemahle nichts davon, damit er sich nicht vor der Zeit betrübe. Die Erfüllung zögerte nicht und ein Fieber, gegen das kein Mittel fruchtete, warf Genovefa zu dem trostlosen Leide Siegfried's und ihres Sohnes, auf das Krankenlager. Sie brachte die ihr noch gegönnte geringe Lebenszeit in Andacht zu, segnete alle die Ihrigen und gab ihren Geist gottselig auf.

Siegfried und Schmerzenreich lagen Tage lang jammernd neben ihrem Leichnam und ersterer weinte so beweglich und unerschöpflich, daß man meinte, er müsse daran vergehen, oder die Gestorbene mit seinen Thränen neu beleben. Alle Leute im Schlosse und der Nachbarschaft wehklagten auch unaufhörlich, und die arme Hirschkuh der Pfalzgräfin hub von der Stunde ihres Todes an, zu kranken und schrie bei ihrem Begräbniß, dem sie folgte, so kläglich, daß es Jedermann jammerte. Sie legte sich auf Genovefa's Grab, nahm keine Nahrung zu sich und starb vor Erschöpfung und Gram.

Mit dem Leben der heiligen Genovefa war auch dem Pfalzgrafen alle Lust und Freude an der Welt vergangen und es war ihm nur noch wohl, wenn er sich einbilden konnte, in himmlischer Gemeinschaft mit

ihr zu sein. Er bat ihr dann sein Unrecht unter Thränen ab, und entschloß sich, wie auf göttliche Eingebung, in der Höhle, wo sie so lange gewohnt, ein Einsiedlerleben zu führen. Er erhielt vom Bischof die Erlaubniß, allda eine Capelle zu erbauen, in der er den heiligen Leichnam beisetzen und das himmlische Kreuz auf den Hochaltar pflanzen ließ, ordnete seine Sachen, als ob er zu sterben käme und verließ die Welt. Indem er seine Grafschaft seinem Sohne übergeben und seinen Bruder zu dessen Vormund einsetzen wollte, sagte ihm Schmerzenreich, daß er dazu bestimmt sei und sich berufen fühle, gleich ihm den Himmel zu erwerben.

Siegfried mahnte den Knaben zwar ernstlich ab, und verwunderte sich gleich wie Jedermann über ihn; Schmerzenreich wußte aber seinen Entschluß so wohl zu behaupten, daß sein Vater nachgab und ihn mit sich in die Wildniß nahm. Die wilden Thiere erkannten daselbst ihren alten Gespielen wieder, und kamen in Menge herbei, und so brachten Vater und Sohn in ihren Einsiedeleien, im Angedenken der heiligen Genovefa, ihr Leben zu, bis sie im Herrn entschliefen.



IX.

Der heilige Alexius.

Unter der Regierung des Kaisers Theodosius lebte dereinst in Rom ein gottesfürchtiger und reicher Richter aus fürstlichem Geschlechte, Namens Euphemianus, der mit seiner Gemahlin Aglaë nicht nur eine tugendsame und fromme, sondern auch so herrliche Ehe führte, daß sie allezeit Hunderte in Gold und Seide gekleideter Ritter um sich hatten, die ihnen dienten.

Es betraf sie während ihres ganzen Lebens keine Widerwärtigkeit und wenn sie gleich dem Ueberfluß im Schooße saßen, mißbrauchten sie doch nie ihr Glück und verloren darum niemals ihre Heiterkeit.

Das Einzige, um was der Himmel sie Jahre lang vergebliche Sehnsucht tragen ließ und was sie bei Tag und Nacht umsonst von ihm erbaten, war ein Sohn

und Erbe ihres Glückes, in dem sie sich auf ihre alten Tage verjüngten. Nichtsdestoweniger rührten die guten Werke, mit denen sie ihm unablässig dienten, seine Strenge auch darin, daß ihnen zu ihrer größten Freude der Knabe Alexius geboren wurde.

O! wie priesen sie sich da vor allen Menschen selig, wenn ihnen der Himmel dieses Kind am Leben und gesund erhalten wolle! Alsdann bleibe der Lauf ihres Glücksrades bis in die fernste Zukunft ungehemmt und würden sie ihr Geschlecht als das vornehmste ihrer weltherrschenden Vaterstadt bestehen sehen! Es konnte schwerlich ein anderes Kind in Rom unter so günstigen Aussichten das Licht der Welt erblickt, eine so glänzende Zukunft als Alexius vor sich haben, und von seiner zartesten Jugend an schüttete die Natur das Füllhorn ihrer Gaben für Leib und Seele über ihn aus.

Jemehr er auch erwuchs, desto vollständiger erfüllte er die Hoffnungen, die seine Eltern auf die Ausbildung seiner Sitten und Fähigkeiten gegründet hatten, und ihre Zärtlichkeit handelte nur in der einen Weise unrecht an ihm, daß sie ihm ihre Dankbarkeit zu sehr bethätigte.

Sie schütteten nicht minder von seiner zartesten

Jugend an das Füllhorn der Lebensfreuden über ihn aus, und gewöhnten ihn dergestalt an Reichthum und Ueppigkeit, daß sie seine jugendlichen Sinne aller Spannkraft entledigten.

So starb Alexius schon im Jünglingsalter dem Leben ab, dessen höchste Freuden ihm der Schooß der Zukunft hätte bergen sollen und er würde an dem Hofe des Kaisers, wo er sich in Zucht und Ritterschaft übte, ohne die besondere Gnade Gottes bald ein Greis geworden sein.

Da trug sich das Wunder mit seinem Geiste zu, daß der Ruf der himmlischen Stimme ihn aus der Betäubung erweckte, mit der ihn der jähe Abfall seines Lebens zu Laster oder Blödsinn umfangen hatte, und rief er seinem innersten Dasein ein so gebieterisches Halt! zur rechten Stunde zu, daß der führerlose Wagen stille stand. Die hehre Weisheit schwang sich, die Zügel ergreifend, darauf und so ging der besonnenere Lauf, freilich nicht mehr durch die blumigen Pfade des Erdenlebens, den ewigen Sternen zu.

Alexius war mittlerweile zwanzig Jahre alt und nach der Meinung seiner Eltern ein so vollkommener Edelmann geworden, daß es ihnen an der Zeit zu sein schien, die Wahl einer Gattin für ihn zu treffen.

Sie verlobten ihn mit einer schönen und edlen Jungfrau, Namens Sabina, und bereiteten sich vor, seine Hochzeit in Pracht und Festlichkeit zu begehen. Braut und Bräutigam hatten sich vor ihrem Hochzeittage kaum gekannt und einander nicht aus Liebe ihre Hand gereicht, sondern aus kindlichem Gehorsam gegen die Ihrigen eingewilligt, sich gegenseitig anzugehören.

Alexius sah, wie gesagt, das Leben bereits mit gleichgültigen Augen an, und wendete jede Mußestunde, die er dem Hofwesen und den geräuschvollen Freuden seines elterlichen Hauses erübrigte, dem Studium der alten Philosophen und den Geschichten frommer Christen und Märtyrer zu, die seine Lieblingsbeschäftigung waren.

Sabina dagegen konnte sich der natürlichen Heiterkeit ihres Gemüthes nur aus dem einen Grunde nicht überlassen, weil ihre Kränklichkeit ihren Muth immer niederdrückte und baute deswegen auf ihre Vermählung mannichfache Hoffnungen.

Der hohe Ehrentag brach dem jungen Paare an und sobald am Abende das Geräusch der Versammlung bei Kerzenglanz, Musik und Tänzen seine festlichste Höhe erreicht hatte, war der tiefbewegte Alexius, bei dem Anblicke seiner fröhlichen Eltern, seiner schö-

nen Braut und all' des üppigen Prunkes, wenn er seine heimlichen Gedanken zu dem morgenden Tage vorauseilen ließ, mehr als einmal drauf und dran, seine erzwungene Fassung zu verlieren.

Der Augenblick war da, in dem die Neuvermählten nach dem Brautgemache geleitet wurden, und Alexius umarmte seine Eltern wiederholt, ehe er von ihnen schied, derweil die Gäste nach einander den Palast verließen und alsbald darinnen tiefe Stille vorherrschte.

Alexius verschloß die Thüre der Hochzeitkammer, stand eine Weile sinnend vor der stillen Braut, die schon gefaßt war, eine ungewöhnliche Erklärung aus seinem Munde zu vernehmen, und ergriff ihre Hand, indem er zu ihr sagte, er habe seine Keuschheit Gott angelobt und könne nicht in der Ehe mit ihr leben.

Es trat eine bedeutungsvolle Pause ein und danach erwiederte Sabina mit zitternder Stimme, er habe sie mit seinen Worten unleugbar überrascht; sie gestehe ihm aber, sie habe ihr Lebensheil schon mehr als einmal in dem nämlichen Gedanken gefunden und nur die Kraft nicht in sich gefühlt, ihn auszuführen. Sie spreche ihn von Allem, was er ihr angelobet habe, los, und wolle dem Himmel danken, daß es so mit ihr gekommen sei. Wie ruhig und ergeben aber diese

Rede klang, strafte ihre hastige Aufwallung sie doch Lügen.

Demnächst überreichte Alexius seiner Gemahlin einen kostbaren Ring und wendete sich mit den ferneren Worten an sie: Mein liebes Weib von und für so wenige Stunden! siehe! wie hell die Kerzen vor uns brennen, wie bunte Pracht in Gold und Seide sie bestrahlen. Der Glanz erfreut unser Auge und unser Herz und wir halten wohl dafür, er währe immer. Doch ist Alles nichts als eitler Staub und brennen die Kerzen nur für die kurze Frist weniger Stunden, bis sie sobald wie jede irdische Freude erloschen sind. Wie schön, jung, edel, reich, stark und gewaltig wir immer seien, nimmt das Alles rasch ein Ende und ist vergänglich. Darum wollen wir Beide nach der unaussprechlichen Freude trachten, die im Himmel ist und die der Herr denen gönnt, die ihn lieb haben. Wir wollen Gott loben und preisen und unsere Seele ansehen, damit wir unserer eigensten Bestimmung nach göttlich leben. Ich gehe und trage das schwerste Holz auf Erden, den Bettelstab!

Ein unversieglicher Thränenstrom war die erste Antwort der Jungfrau und sie versuchte wiederholt umsonst zu sprechen, bis sie mit unendlich betrübtem An-

gesicht schluchzend zu dem Scheidenden sagte: So pflege denn Dein Gott zu allen Zeiten. Ich werde Deiner Lehren eingedenk bleiben.

Alexius begab sich in sein Zimmer, wo er seine hochzeitlichen Kleider mit armen vertauschte, und schlich, nachdem er sich überzeugt hatte, daß im Palaste Alles ruhig war, durch die öden Räume von dannen.

Er verließ Stadt und Land und wanderte gen Edessa, wo er mit anderen armen Leuten und nicht allein um seinetwillen bettelte, insofern er den Erlös jedes Tages den Genossen seiner Armuth mittheilte.

Als am Morgen nach seiner Flucht sein Vater und seine Mutter in die hochzeitliche Kammer traten, fanden sie die Jungfrau von Gram und Thränen auf den Tod erschöpft, und erschraken höchlich, sie allein zu sehen. Sabina erzählte, was Alexius mit ihr geredet habe, indem sie das Kleinod zeigte, das er ihr geschenkt, und in seinem eignen Zimmer sahen sie die Kleider, die er hinterlassen hatte. Sie wurden über das große Unglück, ihren Sohn verloren zu haben, tief betrübt und sandten allerweges Boten in das Land aus, die Alexius suchten. Auch kamen deren einige mit der Zeit in die Stadt, in der er sich befand. Er hatte aber bereits so hart gelebt, und sah

so jammervoll aus, daß sie nicht wußten, wer sie um ein Almosen angesprochen habe, als sie mit der Nachricht zu seinem Vater heimkehrten, sie könnten Alexius nirgend finden.

Seine Mutter mochte um deswillen nimmer fröhlich werden, sie fände ihn denn wieder, und Sabina sprach, sie wolle thun wie die Turteltaube; wenn die ihr Gemahl verliere, bleibe sie fürbaß allein und nehme keines wieder.

Also verging die Zeit von einem Jahr zu dem andern und blieb Alexius in seinem gottseligen Lebenswandel siebenzehn Jahre in der Stadt Edessa, bis an dem Morgen eines Festtages eine so große Menge Volkes die Kirche besuchen wollte, daß der Meßner sich genöthigt glaubte, die Thüre zu sperren und unter andern armen Leuten auch Alexius hinaustrieb.

In einer Blende an der Thür des Gotteshauses stand ein Bildwerk unserer lieben Frau, vor dem kniete er, nachdem er die Thüre verschlossen hatte, nieder und das sprach verweisend zu ihm, er solle ihren Diener einlassen. Der Meßner sah empor, ungewiß, hatte er die Worte blos gedacht, da es ihm selbst leid gewesen war, gegen die frommen Leute hart verfahren zu müssen, oder waren sie in der That aus dem Munde

des Bildes erschollen, und da wiederholte dies das Nämliche, indem es hinzufügte, wie Alexius, in dem der heilige Geist allzeit wirksam, von Anderen zu unterscheiden sei.

Alsobald ging der Meßner vor die Kirche, wo er auf den Stufen einen Mann in Andacht hingestreckt fand, und zweifelte keinen Augenblick, daß es Alexius sei. Er redete mit ihm und jedes Wort des Fremden bestätigte seinen Glauben, weshalb er das Wunder den geistlichen Leuten in der Nähe mittheilte.

Es lief vieles Volk zusammen und der Meßner verkündete das Geschehene, demgemäß fortan Vornehm und Gering in Edessa Alexius Heiligkeit erkannte und so lange in Ehren hielt, bis ihn die Furcht überkam, er verlöre dadurch seinen Lohn und seine Arbeit. Er eilte also aus der Stadt, fuhr über Meer und ward nach mancherlei Schicksalen gen Rom verschlagen, wo seine Eltern noch immer in Pracht und Herrlichkeit lebten.

Euphemianus ging gerade als der freiwillig elende Alexius in Rom einwanderte mit vielen Dienern über die Straße und ward, wenn auch von Alter und Gram gebeugt, von seinem Sohne sogleich wieder erkannt. Alexius seufzte bei sich: Ach, hilf mir, Gott! daß ich

meinem Vater unkenntlich sei! Ich empfinge meines Leibes Nahrung und Nothdurft am liebsten um deinetwillen von ihm.

Alsdann trat er Euphemianus, dem er ein fremder Mensch geworden war, in den Weg und sprach ihn im Namen seines verlornen Sohnes um ein kleines Gemach in seinem Hause an, das er, Gott dienend, bewohnen möge.

Euphemianus Blick prüfte ihn und er gab mit gerührter Stimme zur Antwort: Du beschwörst mich bei einem mir so theuren Angedenken, mein Freund, daß ich Dir auch eine weit bedeutendere Bitte nicht versagen würde: Begieb Dich in mein Haus und sei von Stund an dort heimisch.

Zu gleicher Zeit befahl er Alexius einem Knechte an, der allezeit sein warte, und trug ihm auf, dem Bettler einen bequemen Ort zum Aufenthalt in seinem Hause einzuräumen. Alexius vereitelte ihm jedoch die Erfüllung dieser Pflicht und verschmähte nicht nur jede Hülfleistung, sondern zog selbst vor, anstatt eines Zimmers ein Loch unter der Stiege zu bewohnen, wohin er sich ein wenig Stroh zu seinem Lager und seine tägliche dürftige Nahrung bringen ließ.

An diesem Orte diente der heilige Mann mit gro-

ßem Ernste Gott und litt genug Hunger und Durst, so wie Spott und Schmach von den übermüthigen Knechten seines Vaters, die wohl gelegentlich ihr Handwasser über ihn ausgossen und ihm mannichfaches Leid anthaten.

Alexius sah Tag für Tag seinen Vater und seine Mutter an sich vorübergehen und dieselben redeten bisweilen, wie auch seine Gattin, Sabina, mit ihm, die ihn fragte, ob er Alexius gekannt habe?

Ich habe ihn wohl gekannt und das Almosen oft von ihm empfangen, versetzte er: Er war ein armer Pilgrim und Fremdling in der Welt wie ich und hat schwere Dinge erdulden müssen.

Sie fragte weiter, wie er heiße, und empfing den Bescheid, er habe seinen Namen Gott dem Allmächtigen ergeben und sage nicht mehr davon. Doch blieb Sabina dabei: Lieber Pilger! ich bitte Dich, laß mich wissen, in was für Gestalt Du Alexius gesehen hast? und vernahm die Worte: Er sah vollkommen aus wie ich; diese Tasche und dieser Stab waren sein.

Und hat er nichts von mir geredet? forschte sie wiederum.

Er erzählte mir einst, sprach Alexius, denn er verhehlte mir weder Liebes noch Leides, er habe Euch

in dem letzten Augenblicke, als er geschieden sei, einen goldnen Ring geschenkt. Und ich weiß, daß ihm all' sein Elend nicht so wehe gethan hat, als daß er die Seinigen in Sorge und Betrübniß hat versetzen müssen.

Als seine Gattin nochmals fragte, ob es Alexius nie gereut habe, von dannen gegangen zu sein, und es nie sein Plan gewesen, zurückzukehren, leugnete er, dies von ihm gehört zu haben, und meinte, er werde sein Leben wohl im Elende beschließen; worauf sie ihn dies- und anderemale, wenn die Rede von Alexius war, in des Himmels Schutz befahl.

Alexius hielt also als ein wahrer Märtyrer den liebevollsten wie den schmerzenreichsten Anfechtungen Stand und verblieb auf seinem harten Lager unter der Stiege, ohne von seinem strengen Lebenszwecke und von seiner Andacht abzuweichen.

Wie er am Ende die Zeit seines Lohnes nahen fühlte, verlangte er von dem Knechte, an den er gewiesen war, Feder, Dinte und Papier, um in einem Briefe an die Seinigen sein Leben und Leiden von dem Tage an zu beschreiben, da er sie verlassen hatte. Er bat seinen Vater, seine Mutter und seine Gemahlin, ihm um Christi willen den Kummer zu verzeihen, den er ihnen durch seine Flucht gemacht hatte,

und wünschte, daß die Ersteren sein Erbe Gott und frommen Werken widmeten. Nachdem er dies geschrieben, verschloß er den Brief in seine Hand und gab gottselig seinen Geist auf, der zu den ewigen Freuden fuhr.

Dies Ereigniß fand an einem Sonntag Morgen statt, und als es Meßzeit war, fingen mit einem Male alle Glocken in den Kirchen Roms zu läuten an.

Es war deswegen in der Stadt ein groß Geläuf und die Leute hätten gern gewußt, was es bedeute, bis eine Stimme vom Himmel, wo sie am dicksten standen und staunten, vernehmlich rief: Gehet hin und suchet in Euphemianus Hause den Freund Gottes, der so eben verblichen ist.

Nun zog Alles dahin, und, seiner Ahnung folgend, begab sich Euphemianus unter die Stiege, wo der arme Pilger, deß Antlitz wie der Sonne Schein leuchtete, seinen Brief in Händen hielt.

Der Papst, zwei Kaiser und viele Fürsten und Herren, die zu der Zeit in Rom waren, kamen mit dem Volke, und zuerst versuchten Euphemianus und der Papst vergebens, der Leiche den Brief abzunehmen, bis Alexius Gemahlin kam und er ihr ihn überließ.

Nun ward der Inhalt des Schreibens öffentlich kund gethan und entsetzte sich Euphemianus dergestalt, als er hörte, der Arme sei sein Sohn gewesen, daß er erst bewußtlos niederfiel und dann unter endlosem Seufzen und Weinen seinen Tod beklagte.

O! mein liebes Kind! rief er aus: warum hast Du uns das gethan und Deine Eltern nicht getröstet? Du hast Dich nie so angestellt, als wärst Du unser Sohn, und ich wollte, ich hätte lange vor Dir den Tod erleiden dürfen. Auch drang die Mutter in solchen Schmerzen hinzu, daß Jedermann Mitleiden mit ihr hatte, warf sich über Alexius und wollte verzweifeln, ihren eignen Sohn in siebenzehn Jahren nicht erkannt zu haben.

Sabina war in stummer Trauer auf den Leichnam ihres Gatten niedergebeugt und von Bewunderung und Schrecken übermannt, so daß sie kaum von Zeit zu Zeit eine Thräne, ihn zu beweinen, hatte.

Der Papst verordnete, daß der Leichnam in die Kirche gebracht würde, und trug ihn auf seiner Schulter selbst mit durch das Gedränge, derweil der Kaiser Geld unter die Menschen werfen ließ, damit sie sich zerstreuten. Der Trauerzug gelangte nach zahllosen Hemmungen in die Kirche des heiligen Bonifaz und

allda gesundeten alle Siechen, die den Leichnam berührten. Man ließ ihn zu Nutzen und Frommen der Bevölkerung sieben Tage an dem Orte stehen, und darauf wurde er in einem Sarge von Gold und Edelgestein beigesetzt und mit der Zeit in ein Münster übertragen, das Euphemianus hatte für ihn bauen lassen und in das er sein halbes Gut stiftete.

X.

Der heilige Waldbruder Meinhard.

Zu den Zeiten Kaiser Karls des Großen ward der heilige Waldbruder Meinhard in einem Dorfe an der Donau geboren. Seine Eltern waren reich, adlig und von gutem Wandel, und sobald er zu den Jahren gekommen war, daß er in der Schule lernen konnte, führte ihn sein Vater nach der Reichenau, wo der heilige Primin ein Kloster gestiftet hatte. Allda übergab er ihn zur Erziehung einem redlichen Mönche Namens Erlebald, der ihm nahe verwandt war, und so wie der Mönch wahrnahm, daß der junge Meinhard einen guten Verstand hatte, pflegte er sein mit Freuden und unterwies ihn mit Fleiß und Eifer in der heiligen Schrift.

Der Knabe hatte von früh an Kinderspiele nicht geliebt und bekümmerte sich nur um das, was ihn sein Lehrer lehrte. Er war am liebsten in der Ein-

samkeit und betrübte sich nicht selten oder weinte heimlich, er wußte nicht warum. Er hatte seit der Zeit, daß ihm Kunde geworden war, Einer am Jordan, der herrlich in allen Tugenden, wohne in einem Thurme eingeschlossen, eine große Vorliebe zum Einsiedlerleben gefaßt und wußte nur nicht, wie er dazu gelangen sollte, bis er nach und nach in der alten Väter Historie las, daß in der Wüste keiner sich selbst vorstehen möge, er habe denn im Kloster gelernt, Anderen unterthänig zu sein. Auch leuchtete es ihm ein, daß Niemand im beschaulichen Leben vollkommen werde, er habe sich denn im wirklichen Leben bewährt. Mit dem Troste dieser Erkenntniß hatte Meinhard sein fünf und zwanzigstes Lebensjahr erreicht, als ihn sein Erzieher, der unterdessen Abt des Klosters geworden war, zum priesterlichen Stande beförderte.

Der wackere Erlebald gab ihm selbst Rath und Anlaß, das Klosterleben anzunehmen, und Meinhard that mit Freuden Profeß, indem er mit solchem Eifer seinem Gelübde genügte, daß er anderen Priestern wie der Morgenstern anderen Sternen vorleuchtete. Willig zum Gehorsam, unnachlässig im Gebet, mild in Werken der Barmherzigkeit, war er Allen vornehmlich in der Demuth unterworfen.

Mit solchem Thun und Wandel ward er eines Tages nach einer Zelle gesandt, die zu dem Kloster gehörte und unweit des Zürcher See's, an dem Flusse Limat gelegen war, um der Schule vorzustehen und das Pfund, an dem er reich war, dem Herrn zum Gewinne anzulegen. Er blieb allda so lange, bis ihm sein Gewissen in die Wüste zog und seine Begierde nach der Einsamkeit so groß ward, daß er zu einem seiner Schüler sprach: Laß uns über den See fahren, lieber Sohn, und in den Bächen, die in der Wüste rinnen, fischen.

Der Schüler besorgte das Nöthige und sie fuhren den See ab gen Rapperswyl. Da waren Häuser und jenseit des Sees kein Obdach. Sie ließen also ihre Gewande, um sie in dem Walde nicht zu zerreißen, in der Stadt in einer Wittwe Haus und kamen über das Meer an das welsche Gebirge nahe zu Cham. Dort huben sie an zu fischen bis zu einem andern Wasser, das die Albe heißt, und unterdeß sein Gefährte damit beschäftigt war, ging der selige Mann in der Beschauung der Wildniß allein spazieren. Sie war so einsam und schaurig, als es ihm nur selbst zu Muthe sein konnte. Dunkle alte Bäume, Dickicht und Geklüft, schroffe Felsenwände standen und starrten

ringsum, Bäche rauschten oder murmelten mit dem Luftzug um die Wette thalwärts, einzelne Quellen träuften klingend durch die Stille, Raben, Kibitze, Spechte und Käutzchen schrien dazwischen.

Meinhard fühlte sich in der Wildniß so wohl und frei, wie es ihm noch nie gewesen war. Es dauchte ihn, er käme nach einer langen Reise wieder seiner Heimath nahe, und nachdem er lange in der Gegend umgegangen war, wo heutiges Tages unserer lieben Frauen Kapelle zu den Einsiedeln steht, kehrte er zu seinem Gesellen zurück, den sein reicher Fang fröhlich gemacht hatte. Sie dankten mit einander Gott, der sie wohl bedacht, und brachen wieder nach Rappers=wyl zu der gottesfürchtigen Wittwe auf. Allda sotten und brieten sie die Fische, die sie aus der Wüste mit=gebracht hatten und von dannen kehrten sie nach dem Imbiß zu ihrem Kloster heim.

Noch vor dem Scheiden sprach der heilige Mann das verborgene Anliegen seines Herzens der Matrone aus und erklärte ihr, wie ihn diese Wüste so über alles Gut der Welt gelüste, daß er sich gern eine Hütte darin baute, um sie zu bewohnen und desto freier und ungehinderter dem Gebet obliegen zu können. Er wisse nur niemand, der ihm um Gotteswillen des Leibes

Nothdurft reiche. Da erwiederte die Wittwe, sie habe weder Mann noch Kind zu versorgen und insofern der Herr sie mit Gut genug gesegnet, wolle sie ihm, wenn er in seinem Vorhaben beharre, rathen und helfen, so viel es ihr möglich werde. Der Klosterbruder ließ sich solche Verheißung wohl gefallen und kehrte getrosteren Muthes in seine Zelle zurück, wo er den Willen des Himmels so lange zu erforschen trachtete, bis er auf Gottes Eingebung Zelle und Schule verließ und seine Wirthin wieder mit der Frage heimsuchte, ob sie zu der Erfüllung ihres Versprechens erbötig sei?

Die Witwe bejahte das von Herzen gern und so erbaute Meinhard, unter ihrem Beistande, nicht fern von ihrem Haus, eine Wohnung in der Wildniß, wo er Gott, seinem Schöpfer, unnachlässig diente und die Matrone ihm seinen Unterhalt mit Freuden reichte.

Der heilige Meinhard verlebte an diesem Orte sieben Jahre und mochte darnach den großen Zulauf des Volkes nicht mehr dulden, sondern suchte sich einen anderen Aufenthalt, bis er vier Meilen von dem See, zwischen Bergen, eine kleine Hochebene fand, darauf man nicht ohne Gefahr kommen konnte.

Alda entschloß er sich zu bleiben und wie er un-

terwegs auf einem Baume ein Nest gewahrte, in dem zwei verlassene junge Raben lagen, nahm er es unter seinem Mantel mit, um für die Thiere zu sorgen. Er baute sich an Ort und Stelle mit Hülfe andächtiger Menschen seine neue Zelle und brachte den übrigen Theil seines Lebens unter so vielen Kasteiungen zu, als seiner menschlichen Schwachheit zu ertragen möglich waren. Was ihm von Mann und Weib geschickt ward, theilte er den wenigen Menschen mit, die zu ihm kamen und, einsam und glücklich, enthielt er sich alles dessen, was die Welt lieb hat, indem er nur die beiden Raben um sich sah, die er groß fütterte. Er litt zu seiner geistigen Stärkung freiwillig Hunger und Frost und hatte sich auch von seiner Wohlthäterin, der guten Wittwe in Rapperswyl, geschieden, um mit den Menschen keine dauernde Gemeinschaft mehr zu haben. Was ihn von Jugend an bedrückt und geängstigt, war ihm wie ein schwerer Stein vom Herzen gerollt und in der Ruhe seiner Beschaulichkeit alles Heimliche offenbart, das ihm Ahnungen und Träume verheißen hatten; ja, er lebte hier im Vorhofe des Himmels und sah durch das Schlüsselloch der Pforte, das sein eigenes Gemüth war, in dessen Herrlichkeiten. Sein Trost und aller Hausrath, den er mit sich ge-

nommen, war der Psalter, das heilige Evangelium, ein Trinkgeschirr, Brod und Kohlsaamen. Außer etlichen Kleidern und Gartengeräthen hatte er sonst nichts zu seinem Gebrauche. Mit seinen Raben lebte er in Frieden und Freundschaft, mit den Rehböcken und anderen Thieren der Wüste in einem steten Kriege, daß sie ihm seinen Kohl nicht abweideten. Die Kräuter, Wurzeln oder Früchte des Waldes waren seine Hauptnahrung.

Wie zufrieden er aber auch lebte, ließen ihn in seiner Einsamkeit nicht alle Anfechtungen unbeleidigt. Er hörte bei Nacht oft Löwen brüllen, Wölfe heulen, Eber greinen und dergleichen Ungeheuer, was nicht anders war, als ob sie seine Zelle zerstören wollten. Oder es däuchte ihn eines Mals, als ob Geier, Adler, Weiher haufenweise mit Gewalt zu ihm durch die Fenster wollten und die Luft mit Geschrei erfüllten, andere Male wieder als ob der Grund der Erde bebte und schütterte, und die Teufe alles verschlingen sollte. Doch bildete er sich ein, daß es nichts als Blendwerk sei, stund mit ausgestreckten Händen und betete mit gläubigem Herzen zu dem Herrn: Mein Herr und Gott! soll mein ganzer Leib den wilden Schrecken überliefert sein? Ich traue, du werdest dich

meiner Seele erbarmen, die du mit deinem Blute erkauft hast und also wird mich nichts lebendig von diesem verschloßnen Orte reißen. Es geschehe, wie du es mit mir vorgenommen hast. —

Damit verschwanden die nächtlichen Gesichte jedesmal aus seiner Brust, und so brachte der Waldbruder volle fünf und zwanzig Jahre, fast aller Welt unbekannt, in der Einöde zu. Nun war ein Zimmermann zu Wallrau gesessen, der erging sich eines Tages in dem Walde und traf den frommen Mann in seiner Zelle an, wo er gemeint hätte, daß wegen der wilden Thiere kein Mensch wohnen könne. Er sprach mit ihm lange Zeit freundlich und ging mit seinem Segen von ihm, um den Leumund von dem geistlichen Manne im Walde in das Land zu bringen. Auch besuchte er ihn zum anderen Male, als ihm ein Sohn geboren ward, und bat ihn, das Kind aus der Taufe zu heben, was der heilige Meinhard willig that.

Da sollte es in dem sechs und zwanzigsten Jahre seines Klausnerlebens geschehen, daß zwei lasterhafte Buben, aus Nördlingen ob dem Ries, deren einer Richard, der andere Peter geheißen war, von dem guten Manne hörten und der Teufel ihnen eingab, er hätte Geld und Gut bei sich. Sie fragten mit

Fleiß dem Wege zu seiner Wohnung nach und wanderten dahin in der bösen Meinung, Meinhard zu ermorden. Die beiden Raben erblickten sie und huben ein gräßliches Geschrei an, mit dem sie sie verfolgten, und von dem der ganze Wald wiederhallte.

Der Klausner stand vor dem Altar seiner Zelle und las die Messe. Da kam der Engel Gottes und verkündete ihm, daß er alsbald den Tod erleiden und die Märtyrerkrone erlangen werde, er solle nur keck und unverzagt sein, der Herr stehe ihm in allen Nöthen bei. —

Meinhard erschrak heftig, und legte sich kreuzweis vor den Altar, indem er Gott bat, daß er ihn stärke.

Unterdeß kamen die Mörder vor die Zellenthüre, klopften an und riefen, daß man sie einließe.

Meinhard stund auf, ging hinaus und begrüßte sie mit den Worten: Woher kommt ihr, Gesellen, so spät? Geht hinein und bittet, daß der Herr und seine Heiligen sich gnädig gegen euch erweisen. Darnach will ich euch vorsetzen, was mir aus Menschenliebe mitgetheilt worden ist, und mögt ihr verrichten, weßwegen ihr genaht seid.

Sie gingen in die Kapelle, um ihr grausames Vorhaben zu befördern, und traten nach genommener Verabredung wieder heraus.

Der Einsiedel reichte ihnen seine Kutte und seinen Rock, setzte ihnen Brod und Wein vor und sprach: Nehmt das von meiner Hand; sobald ihr erfüllet, weßhalb ihr gekommen seid, könnt ihr selbst nehmen, was euch tauglich ist, denn ich weiß wohl, daß ihr mich umbringen wollt. Ich begehre nur das Eine von euch: Nachdem ihr mich getödtet habt, zündet die zwei Kerzen an, und setzet eine mir zu Häupten, die andere zu Füßen. Gehet auch alsbald von dannen, daß die mich heimsuchen, euch nicht ergreifen und eure Uebelthat strafen.

Die Mörder hatten jeder einen Knittel in den Händen; damit fielen sie den Priester an und schlugen so lange auf ihn los, bis er den Geist aufgab; dann beraubten sie ihn seiner Kleider, hoben ihn auf sein Bett, wo sie ein Tuch und Stroh über seinen bloßen Leib legten, und nahmen die zwei Kerzen, deren eine sie, wie Meinhard begehrt hatte, zu seinen Häupten stellten. Die andere Kerze trugen sie in die Kirche, um sie bei dem Lichte anzuzünden.

Wie entsetzten sie sich nun, als sie wieder in die Kammer kamen, und die Kerze zu Häupten des Leichnams angezündet fanden! Es kam da eine so ungewohnte Furcht über sie, daß sie weder von dem Altare noch aus der Kapelle etwas wegzutragen wagten,

und nur die Kleider und Bettdecke des Todten ergriffen, mit denen sie in blinder Eile den Ort ihrer Schandthat flohen und dem Verhängniß, das sie erreichen sollte, entgegen getrieben wurden. Sie hatten nicht sobald die Schwelle der Klausnerhütte hinter sich, so flogen die beiden Raben Meinhards, die so viele Jahre täglich aus seiner Hand gefressen hatten, mit noch heftigerem Geschrei als vorher aus den Lüften nieder und verfolgten die Buben gleich wie der Geist des Ermordeten, hackten und stachen als ob sie das rächende Gewissen wären, auf ihre Köpfe herab.

Von den Flügelschlägen und dem Gekrächz betäubt, von dem Schmerz der Wunden beunruhigt und geirrt, flohen die Verbrecher, im steten Abwehren der Angriffe, dem Dorfe Wallrau zu, wo sie Schutz und Besinnung zu finden hofften.

Allein da stund der wackere Zimmermann mit seiner Familie vor seiner Hausthüre und pflog der Ruhe des Feierabends, als ihn aus weiter Ferne der ängstigende Anblick betraf. Er stutzte und rieb sich die Augen, denen er nicht traute; es kam aber näher und er konnte an der Wirklichkeit nicht zweifeln.

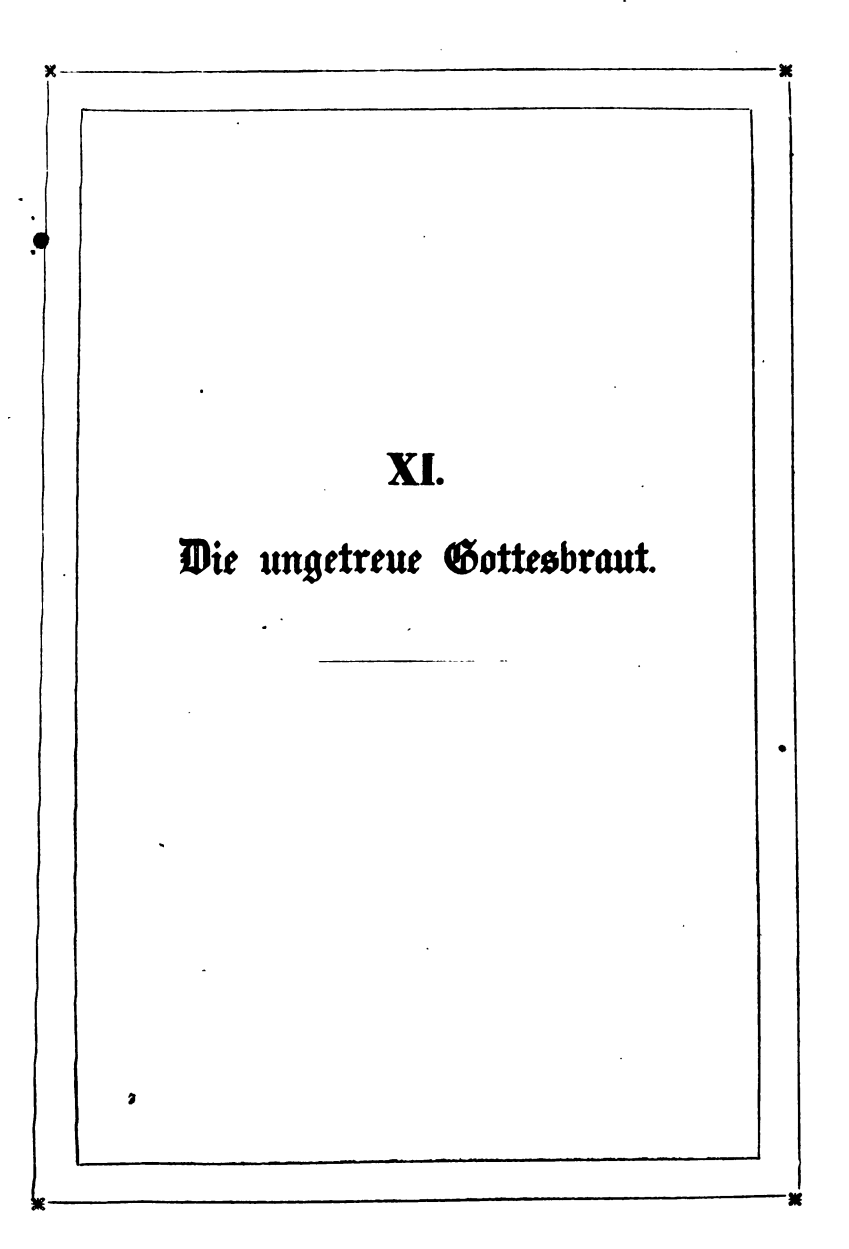
Das Aussehen der Buben, die so verstört flüchteten, die wüthende Verfolgung der Raben dünkte ihm

verdächtig und als sie an seinem Hause vorüber kamen, rief er seinen Brüdern zu: Beim gerechten Himmel! das sind die Raben meines Gevatters Meinhard in dem düstern Walde. Schaut, liebe Brüder, ich irre mich nicht. Die Buben haben ihm etwas zu Leide gethan und die Raben rächen es. —

Die Brüder folgten seinen Blicken und die Wahrheit übte ihre Kraft auf alle Anwesende aus, die ihm in seinem Verdachte sogleich beistimmten. Die Brüder des Zimmermanns folgten schleunig den Mördern, um sie nicht aus den Augen zu lassen, und er selbst begab sich mit seiner Frau nach dem Walde, damit sie über das Schicksal des heiligen Mannes Gewißheit erlangten.

Ihre Angst wuchs ihnen desto mehr über den Kopf, je näher sie der Zelle kamen; und als sie vor der offenstehenden Thüre Blutspuren sahen, erfüllten sich alle ihre Besorgnisse, indem der todte Leichnam neben den Eintretenden in dem öden Raume lag. Mann und Frau stürzten laut schreiend über ihn und konnten sich nicht in ihrem Schrecken fassen. Sie weinten und klagten über das Mißgeschick des heiligen Mannes und fühlten nun erst, wie sehr er verdient hatte, von aller Welt geliebt zu werden. Am Ende entfernte

sich der Zimmermann wieder, um zur Bestrafung der Schuldigen zu schreiten, und einstweilen blieb sein getreues Weib mit anderen ehrbaren Leuten, die er zu ihr sandte, als Wächterin bei der Leiche. Er ging den Spuren nach, die seine Brüder hinterlassen hatten und holte Verfolger und Verfolgte in der Stadt Zürich ein, wo er veranstaltete, daß letztere in Gewahrsam gebracht wurden. Des Mordes an dem Waldbruder Meinhard peinlich angeklagt, hatten sie nach mehrmaligen Verhören nicht mehr den Muth, im Läugnen zu beharren. und bekannten ihr Verbrechen, das der Welt schon durch die Feindseligkeit wahrscheinlich geworden war, die die Raben gegen sie fortsetzten. Sie wurden von den Richtern zum Tode verdammt und endeten ihr Leben auf dem Scheiterhaufen. Den Leichnam des heiligen Meinhard holte sein ehemaliger Abt sammt der Brüderschaft aus der Wildniß ab, um ihn in dem Kloster Reichenau zu begraben, und die beiden Raben nisteten in der Nähe seiner Gruft, wo sie noch ein Menschenalter lang gesehen worden sein sollen.



XI.

Die ungetreue Gottesbraut.

In einem Nonnenkloster einer ansehnlichen Stadt Spaniens lebte eine geistliche Schwester, Namens Doña Luisa, die durch ihre Tugenden und Schönheit ausgezeichnet war. Von Tag zu Tage sich in höherer Sittlichkeit ausbildend, gewann sie einen so guten Ruf bei der Schwesterschaft, daß sie, trotz ihres jugendlichen Alters, um ihrer Andacht, Bußfertigkeit und nach innen zurückgeführten Beschaulichkeit willen, einstimmig zur Oberin des Klosters gewählt wurde, welchem Amte sie so musterhaft und treu vorstand, daß Jeder, der mit ihr zu verkehren hatte, sie für einen Engel des Himmels ansah.

Da geschah es, daß ein junger Edelmann, Namens Gregorio, sich gerade zu der Zeit mit einer ihm verwandten Nonne im Sprachzimmer unterhielt, als

die Priorin dazu kam, die dereinst Jahre lang seine kindische Gespielin gewesen war.

Sie begrüßten sich freundlich indem sie sich wieder sahen, und fanden in dem Austausche ihrer Jugenderinnerungen solches Wohlwollen für einander, daß sie bald öfter und unter vier Augen im Kloster zusammen kamen, und Don Gregorio dem Eindruck der Schönheit und Anmuth der Priorin sein Herz um so weniger verschließen konnte, als sie selbst nicht stärker gegen ihn war. Es dauerte nicht lange, so liebten sie sich auf das Heftigste, und als es zu einer gegenseitigen Erklärung gekommen war, beförderte dieselbe einen so lebhaften Austausch zärtlicher Briefe und Geschenke, daß das hohe Ansehen der Aebtissin ohne Zweifel würde untergraben worden sein, wenn es nicht vermöge ihres früheren Lebenswandels allzufest begründet gewesen wäre.

Der unerlaubte Umgang des Liebespaares hielt sechs Monate lang an, bis Don Gregorio's Wünsche und Bitten so ungestüm wurden, daß die Priorin sich bereit erklärte, mit ihm in die Freiheit der Welt zu entfliehen. Im Besitze der Schlüssel zu den Klosterschätzen und zu allen Eingängen des Hauses, konnte sie ihre Entweichung leicht vorbereiten und in's Werk setzen, und nachdem sie sich beiderseits mit großen

Summen Goldes versehen hatten, verabredeten sie, daß Gregorio nächsten Sonntag nach der Frühmette die Priorin in der abgelegensten Gegend des Klosters mit zweien Pferden erwarte. Tag und Stunde waren da und Doña Luisa legte nach beendigtem Gottesdienste die weltliche Frauenkleidung an, die Gregorio ihr zugesendet hatte. Todtenstille herrschte ringsum. Sie legte ihr Nonnengewand zu einem Briefe auf den Tisch, in dem sie die Ursache ihrer Flucht ausgesprochen hatte, stellte eine brennende Kerze daneben und fügte ihr Brevier und ihren Rosenkranz, die Zeugen ihrer vormaligen Frömmigkeit, hinzu.

Das ihr anvertraute Schlüsselbund in der Hand, schlich sie durch den Kreuzgang in die Sakristei, schloß diese auf und trat in das Schiff der Kirche. Da sie einem Altare der Jungfrau Maria vorüber gehen mußte, der ihr ein Gegenstand der andächtigsten Verehrung gewesen war und den sie bei allen Festen der Mutter Gottes sorgsam ausgeschmückt hatte, so warf sie sich vor dem Bilde auf die Knie, und sprach, zu gedrungenerer Innigkeit und Rührung augenblicklich aufwallend: O, du Mutter Gottes und reine Jungfrau! Der Himmel weiß, wie nahe es mir geht, von dir zu scheiden. Allein ich bin von der Liebe zu dem Jüng-

linge, der mich dir abwendet, so verblendet, daß ich mich kraft- und willenlos fühle, ihr zu widerstehen. Ich gebe mich ihr hin, ohne die Gefahren zu beachten, mit denen sie mir droht, und habe diesen bösen Weg nicht einschlagen wollen, ohne dir, o Herrin! die Nonnen zu empfehlen, die bis heute meiner Obhut anvertraut waren. Nimm sie in deinen Schutz, barmherzige Mutter, denn sie sind deine Töchter, die ich als böse Stiefmutter hülflos verlasse. Behüte sie, heilige Jungfrau! ich beschwöre dich darum, bei deiner englischen Reinheit, dem Urquell alles Erbarmens. Vertritt meine Stelle bei ihnen, die deine getreuen Mägde sind und denen an dem Heil ihrer Seele mehr gelegen ist als mir. Ich selbst, o Maria! stürze mich in mein zeitliches und ewiges Verderben, wenn deine unerforschliche Gnade mich nicht um der Andacht willen erlösen will, mit der ich deinen Rosenkranz abgebetet habe. —

Sobald sie dies Gebet gesprochen und sich vor dem Bilde tief verneigt hatte, schloß sie die Pforte der Kirche auf und trug die Schlüssel zurück, die sie auf dem Altare der Jungfrau niederlegte. Sie selbst zog die Thüre hinter sich in's Schloß und trat in das Freie, wo sie sich sogleich von den Armen Don Gre-

gorio's umschlossen fühlte, der sie einen Augenblick fest an seine Brust gedrückt hielt und auf eines der beiden Pferde hob, die sie erwarteten. Er bestieg das andere und sprengte mit ihr in so wilder Eile von dannen, daß sie trotz aller Hemmungen der nothwendigsten Vorsicht sich noch in derselben Nacht viele Meilen weit von ihrer Vaterstadt entfernten. Auch gelangten sie, am Tage ausruhend, die Nächte reisend, glücklich nach Lissabon, wo Don Gregorio ein Haus und Diener miethete, seine Wirthschaft prächtig einrichtete und mit seiner Geliebten in Herrlichkeit und Freuden lebte.

Eine lange Weile blieb der Glanz ihres Glücks ungetrübt; indessen konnte es nicht fehlen, daß die verschwenderische Lebensart der Liebenden die Mittel erschöpfte, mit denen sie sie bestritten. Sie erkannten nach Verlauf zweier Jahre, daß sie anfingen zu verarmen, und da Gregorio anstatt sich einzuschränken, seinen zerrütteten Vermögensumständen durch hohes Spiel wieder aufzuhelfen wähnte, blieb ihr gänzliches Elend nicht mehr fern.

Sie stillten darum erst ihre Lebensbedürfnisse durch den Verkauf ihrer besten Habseligkeiten, und als es mit dem Erlöse ebenfalls zur Neige ging und Niemand

ihnen länger borgen wollte, ja ihre Gläubiger sie auszpfänden zu lassen drohten, sprach Gregorio eines Tages zu der Entblößten, Weinenden, Verzweifelnden: Du siehst, meine Theure! daß wir ohne unsere äußerste Beschämung nicht mehr hier verweilen können, wo wir von den vornehmsten Leuten zu wohl gekannt sind, um uns ihrer Aufmerksamkeit zu entziehen. Unbedacht genug haben wir unser mitgebrachtes Hab und Gut verschwendet und unsere Zukunft so gar wenig vor Augen gehabt, da aber das Geschehene nicht zu ändern ist, so scheint es mir, daß uns zu Verhütung größern Unglücks nichts zu thun übrig bleibt, als bei nächtlicher Weile nach der ersten kastilischen Stadt Badajoz zu flüchten. Dort kennt uns Niemand, der uns in besseren Umständen gesehen hat, und können wir mit Wenigem von dem Ertrage unserer Hände Arbeit leben. — Die gebeugte Doña Luisa erwiederte unter Weinen und Schluchzen, daß sie Alles thun werde, was er von ihr fordere, und bereit sei, ihm zu folgen.

Sie wanderten zu Fuße mit keiner andern Habe, als was sie am Leibe trugen, zu der Stadt hinaus, und bei den rauhen Wegen, der dürftigen Bekleidung und dem steten Wandern von Thür zu Thüre, um

das tägliche Brod zu erbetteln, wurden Luisens zarte Füße bald aufgerissen, und ihre Sohlen mit Blasen bedeckt.

Sie erreichten nach mehreren Tagen Badajoz und sahen sich bei ihrer Armuth gedrungen, im Hospitale ein Obdach für die Nacht zu suchen. Da brachte die bejammernswerthe Priorin ihre Zeit mit Klagen und so schweren Selbstanklagen wegen ihrer Verschuldungen gegen Gott und Menschen zu, daß selbst Don Gregorio den Muth nicht hatte, ihr zuzusprechen, sondern ihr beschämt und schwermüthig in einem Winkel zuhörte und, wenn er zuweilen den Mund aufthat, nur Ausbrüche der Trostlosigkeit über seine Leiden, sowie der Hoffnungslosigkeit zu vernehmen gab, jemals in sein Vaterland zu seinen Eltern und Freunden zurückzukehren.

Als der Morgen angebrochen war, kam ein junger Edelmann in das Hospital, an dem in dieser Woche die Reihe war, die Anstalt zu beaufsichtigen, um nachzusehen, was für die Armen Dringendes zu thun sei, die die Nacht darin Schutz gesucht hätten.

Er nahte Doña Luisa, deren Traurigkeit und schlechte Kleidung ihm ihre Schönheit und Jugend nicht verbergen konnten, und ihr Anblick machte den tiefsten

Eindruck auf sein Herz. Nachdem er Don Gregorio um ihre beiderseitige Herkunft befragt und die vorbereiteten Antworten empfangen hatte, erklärte er, wie ihrem Aufenthalte an diesem Orte ein Gesetz entgegenstehe, das Fremden nicht gestatte, sich länger als einen Tag im Hospitale aufzuhalten. Jedoch verlieh er ihnen seinen Schutz und übernahm die Sorge für ihren einstweiligen Unterhalt. Er miethete eine bequem eingerichtete Wohnung, die sie bezogen, und ward bei seinen öfter wiederholten Besuchen ein immer wärmerer Verehrer der Schönheit der Priorin, so wie ein immer kälterer Verächter Don Gregorio's, der sich nicht befleißigte, ihre Zukunft selbst zu sichern.

Als der Edelmann nach vielen und großen Verpflichtungen, die er dem Paare auferlegt hatte, es zuerst wagte, Doña Luisa seine Absichten auszusprechen, wies sie ihn allerdings zurück; allein er beharrte so geschickt auf seinen Wünschen, daß die äußerste Noth Luisen am Ende freiwillig in seine Arme warf und sie darin so lange in stumpfer Betäubung des Lohnes ihrer Entehrung genoß, bis ihr erster Vertrauter gegen sie gleichgültig ward und Andere an seine Stelle traten. Jetzt gab ihre Lebensweise ein öffentliches Aergerniß ab, und da vor ihrer Thür ein Zweikampf statt

fand, in dem einer ihrer Begünstigten das Leben einbüßte, so ward eine strenge Untersuchung gegen Gregorio und Luisa verhängt, die zwar keine Blutschuld wider sie erwies, Gregorio's Verbannung aus Badajoz jedoch zur unmittelbaren Folge hatte. Das ehemalige Liebespaar war dann getrennt und Gregorio ließ Luisen mit Freuden zurück, da er schon seit langer Zeit strebte, sich ihrer auf gute Art zu entledigen. Er wanderte nach Madrid und begab sich bei einem Ordensritter in Dienst, wo er seiner Dame bald völlig uneingedenk geworden war.

Sie bezahlte ihn mit gleicher Münze und war so lange nur auf ihr Vergnügen und ihren Vortheil bedacht, bis sie, fast von allen Anbetern verlassen, einsah, in welcher Gefahr ihre Seele und ihr Leib schwebe.

Sie fing hiernächst an, den bedenklichen Zustand ihres Gewissens in Erwägung zu ziehen und da sie der Himmel zur Erkenntniß führen wollte, entzündete sich ihr Geist in Kurzem wieder in solcher Liebe zu Gott und zu Gottesfurcht, daß sie sich fast in Thränen auflöste und von dem Gewichte ihrer Versündigungen ganz zu Boden gedrückt ward. Sie nahm sich vor, in ihre Vaterstadt zurückzukehren und einem ihrer Verwandten den Verlauf ihres Lebens anzuver-

trauen, um mit seinem Beistande unerkannt nach Rom zu wallfahrten und zu den Füßen des Papstes die Gnade zu erflehen: wo nicht in ihr eignes Kloster, so doch in eines desselben Ordens wieder aufgenommen zu werden, in dem sie ihre Vergangenheit durch aufrichtige Buße ungeschehen mache.

Sobald sie über diesen Entschluß mit sich im Reinen war, empfahl sie sich dem Schutze der heiligen Jungfrau, nahm alles baare Geld, das sie besaß und aus ihren Kleidern und Sachen löste, versah sich mit Pilgerhut, Mantel und Stab, und wanderte mit Spargatten an den Füßen, eines Nachts zum Thore von Badajoz hinaus.

In der rauhesten Jahreszeit unablässig die Richtung nach ihrer Heimath verfolgend, hielt sie sich, von ihren Seufzern und Thränen begleitet, möglichst fern von der Hauptstraße, und kehrte nur zur Befriedigung ihrer dringendsten Bedürfnisse in abgelegenen Herbergen ein, wo ihre Geduld und Gottesliebe wie viele Anfechtungen von Seiten losen Gesindels auszustehen hatte.

Nach einer mehrmonatlichen Wanderung sah sie endlich eines Abends ihre Vaterstadt vor sich liegen, vernahm das Glockengeläute ihres Klosters und

warf sich, in Thränen zerfließend, von ihren Gefühlen überwältigt, zur Erde. Ein wenig wieder zu sich kommend, beschloß sie bis zu einbrechender Dunkelheit auf dem Felde zu verweilen, und zu desto größerer Sicherheit erst um Mitternacht in die Stadt zu gehen, wo sie ihre zögernden Schritte dem Hause ihres Vetters zulenkte, in dessen Schutz sie sich zu begeben gedachte.

Sie kam in die Nähe des Klosters, als es eben elf Uhr schlug, und indem sie der kleinen Pforte, durch die sie einst entwichen war, vorüber ging, fühlte sie sich gedrungen, einen Augenblick stehen zu bleiben und jene Stunde der Flucht gegen diese Wiederkehr und die dazwischen liegende ungeheure Sündenlast zu erwägen. Sie drückte unwillkührlich den Griff der kleinen Thüre nieder, und siehe da, sie that sich vor ihr auf! Ueber diesen Umstand staunend, sprach sie zu sich: Welche Sorglosigkeit der Nonnen oder des Sakristans! Wie konnte es geschehen, daß die Thüre unverschlossen blieb? Wie leicht könnten Räuber das Altarzeug oder die silberne Strahlenkrone der Jungfrau entwenden! Bei meinem Leben! da käme ich eben recht, die Heiligthümer mit Aufopferung meiner selbst zu retten oder die Nachlässigen an die Gefahr zu mahnen. —

Sie streckte den Kopf vor und lauschte; sie vernahm weder ein Geräusch, noch sah sie etwas als die brennenden Lampen vor dem Sakramente und dem Altare der Mutter Gottes. Sie blieb unschlüssig stehen, ohne daß sie in der Besorgniß weiter zu schreiten wagte, es möge eine Nonne auf dem Chore beten und bei ihrem Anblick einen Lärm erregen, der sie gefährde, entdeckt zu werden. Endlich folgte sie ihrer Eingebung. Indem sie dem Altare der heiligen Jungfrau vorüber ging, strauchelte sie über ein Bund Schlüssel am Boden. Verwundert bückte sie sich, die Schlüssel aufzuheben, und kaum hatte sie einen Blick darauf gethan, als das Bild sie zu ihrem Entsetzen bei Namen rief. O, Du so verderbtes Weib, wie es deren wenige auf Erden gibt! redete die Jungfrau sie an: Wie mochtest Du so vermessen sein, vor meiner Reinheit zu erscheinen, nachdem Du schamloser- und gotteslästerlicher Weise die Deinige verloren hast! Sprich, Undankbare! wie Du mir den Verlust dieses unwiederbringlichen Kleinodes vergüten willst? —

Die Sünderin war bei diesen Worten zerschmettert zu Boden gestürzt und konnte weder ihr Antlitz erheben noch eine andere Erwiederung als die bitter-

sten Thränen, die aus ihren Augen strömten, hervorbringen.

Da richtete die mildthätige Jungfrau ihre Seele mit den Worten wieder auf: Damit Du bei alledem erkennest, daß mein göttlicher Sohn weit barmherziger ist, als Du böse bist, und mehr verzeihen, als womit die ganze Welt ihn beleidigen kann, so habe ich um dessentwillen, was Du vordem zu meiner Ehre gethan hast, für Deine Errettung bei ihm vorgebeten und soviel von seiner Gnade erlangt, daß er Deine Sache in meine Hand gelegt hat. Erinnere Dich, daß Du, dieses Haus verlassend, meinem Altar vorüberflohst und dieses Schlüsselbund niederwarfst, indem Du mir sagtest: Deine verblendete Liebe zu jenem Don Gregorio entführe und zwinge Dich, die Deiner Fürsorge übergebenen Nonnen mir an das Herz zu legen, damit ich ihnen eine wahre Mutter würde, die Du stiefmütterlich verließest, und sie als die Meinen lenkte und behütete. Ich erhörte zu Deiner Beschämung Deine Bitte, und war von jenem Augenblicke an bis zu dem gegenwärtigen an Deiner Statt Priorin dieses Klosters. Ich nahm in allen Dingen Deine äußere Erscheinung und Dein Wesen an, versah Dein Amt bei Tag und Nacht, in Kirche, Kloster, Chor

oder Refektorium, so daß mich Jedermann für Dich gehalten hat, und Dir bleibt jetzund nichts zu thun, als daß Du mit diesen Schlüsseln die Kirchthür hinter Dir verschließest und durch die Sakristei denselben Weg zurück gehst, auf dem Du einst aus Deiner Zelle flohst. Du wirst in dieser Alles unverändert finden, wie es war. Deine Kleider liegen zusammengefaltet noch an derselben Stelle. Ziehe sie an und verschließe dies Pilgergewand. Auch Dein Brevier und der Brief, den Du verließest, der letztere ungelesen, liegen noch auf dem Tische und jene selbige Kerze, die Du angezündet, brennt daneben. Es hat sich inzwischen nichts Neues in dem Kloster ereignet, kein Mensch versah sich Deiner Abwesenheit oder des Mangels der Gelder, die Du mitnahmst. Trage die einzige Sorge. zur Frühmette bereit zu sein, bessere Dein Leben, wie es Deine Pflicht ist, und wasche Deine Schuld mit Thränen ab, wie Alle gethan haben, denen die Kirche von jeher den ehrwürdigen Namen Büßer gab.

Sobald sie dies gesprochen hatte, verstummte die Himmelskönigin wieder und gehorchte Doña Luisa ihrem Willen mit beschämtem und zerknirschtem, aber beruhigtem Herzen. Sie erhob sich, in Schweiß und Thrä-

tien gebadet, vom Boden, verneigte sich ehrfurchtsvoll vor dem Altare und schloß schweigsam die Kirchthüre zu. In ihrer Zelle hatte sie auch nicht sobald ihre ehemaligen Kleider angelegt, ihr Antlitz verhüllt und ihr Brevier zur Hand genommen, als zur Frühmette geläutet ward und die abrufende Nonne bei ihr eintrat, um ihr mit dem Leuchter, den sie vom Tische nahm, nach dem Chore vorzuleuchten. Hier verweilte die reuige Priorin, der da Alles, was sie um sich vorgehen sah, ein Traum bedäuchte, im knieenden Gebete, bis die Nonnen versammelt waren, hielt die Frühmette ab und kehrte zuletzt von Allen in ihre Zelle zurück.

In diesem einsamen Gemache allein geblieben, kasteite sie sich lange in Selbstzüchtigung und legte sich dieselbe Tag für Tag auf. Ueberdies kleidete sie sich in ein rauhes Büßerhemde von Haar und Spartgras, das ihren Körper vom Halse bis zu den Knien bedeckte und dessen Aermel bis zum Handgelenke eng anlagen, und entnahm dem Schranke, der es geborgen hatte, eine Kette, die sie sich dreimal um den bloßen zarten Leib schlang. So vorbereitet, erwartete sie unter Gebeten den Beichtiger des Klosters, und erzählte ihm Alles, was sie in den letzten vier Jahren

ihres Lebens Greuelvolles begangen hatte, schließlich hinzufügend, welch großes Wunder die Mutter Gottes zu ihrer Errettung aus zeitlichem und ewigem Verderben für sie gewirkt habe.

Der Pater vernahm das verhängnißschwere Geheimniß mit den Zeichen des höchsten Erstaunens und der innigsten Rührung, wünschte das Antlitz der Aebtissin zu sehen, um sich zu überzeugen, daß er kein trügerisches Wesen vor sich habe, und tröstete und ermuthigte sie erst, nachdem sie seinem Verlangen entsprochen und er die Aufrichtigkeit ihrer Thränen erkannt hatte, auf dem angetretenen Wege des Heiles zu beharren.

Doña Luisa gewann im Verlaufe ihres neuen Klosterlebens täglich einen neuen Sieg über sich selbst, und ward jemehr und mehr das Räthsel und ein Gegenstand der Bewunderung der Schwesterschaft.

Einige Zeit nach ihrer Rückkehr gefiel es auch dem Himmel, Don Gregorio zur Tugend und Reue zu bekehren, und die Last seiner Sünden fiel ihm mit einemmale so schwer auf's Herz, daß er sie einem frommen Mönche beichtete. Derselbe schickte ihn als Pilger nach Rom, wo er sich mit der Kirche aussöhnte, und als Gregorio eines Tages bleich, abgezehrt und

unerkannt in seine Vaterstadt einwanderte, war seine erste zitternd und zagend gethane Frage nach der Priorin des Klosters, aus dem er seine Geliebte einst entführt hatte. Er vernahm zu seinem Schrecken, Doña Luisa verwalte nach wie vor dies Amt und als er den Muth hatte, sich durch den Augenschein von dem Unglaublichen zu überzeugen und im Sprachzimmer vor der Priorin erschien, hörte er aus ihrem Munde die Geschichte des Wunders.

Die Folge dessen war, daß er auf der Stelle ebenfalls der Welt entsagte, und ohne erst seine Eltern wieder zu sehen, in ein Kloster ging, wo er bis zu seinem bald erfolgenden Tode ein musterhaftes Büßerleben führte. Doña Luisa starb zu einer und der nämlichen Zeit, und als nach ihrem Tode das Geheimniß ihrer Liebe, Versündigung und Bekehrung, so wie des Wunders der Mutter Gottes durch den Beichtiger ruchbar ward, strömte die ganze Stadt hinzu, die heiligen Leichname und ihr prächtiges Begräbniß andächtig mit anzusehen.

XII.

Robert, der Teufel.

In alten Zeiten lebte einmal ein ritterlicher Herzog von der Normandie mit seinem Weibe achtzehn Jahre zusammen, ohne daß sie Kinder bekamen. Weder Gebete noch fromme Werke verhalfen ihnen dazu, und sie härmten und grämten sich desto mehr, je öfter sie ihre immer neuen Hoffnungen getäuscht sahen. Ja, eines Tages als der Herzog ingrimmig und verstört von einer Jagd nach Hause kam, und in Gegenwart der Herzogin abermals zu Gott flehte, ihre Ehe mit einem Kinde zu segnen, rief sie verzweifelter Weise aus: In des Teufels Namen sei es so, da Gott einmal nichts dazu thun kann; wenn ich hinfort ein Kind empfange, sei es mit Leib und Seele dem Teufel übergeben!

Sie hatte alsbald nach diesem Tage Ursache we-

gen ihrer Rede in Angst und Betrübniß zu verfallen und als die Zeit gekommen war, gebar sie ihr Kind unter so großen Qualen, daß sie und Jedermann glaubte, ihre letzte Stunde sei genaht.

Unmittelbar nach ihrer Niederkunft regten sich auch alle Schrecken der Natur und erhob sich ein so finstres Gewölk, daß es Nacht zu werden drohte. Es donnerte furchtbar und blitzte solchergestalt, daß der Himmel gleichsam offen war und man wähnte, das Haus stünde im Feuer. Die vier Winde tobten gewaltig und das theilweise einstürzende Gebäude erbebte in seinen Grundvesten. Alle die darin waren, meinten, ein solches Unwetter bringe das Ende der Welt herbei. Jedoch gefiel es Gott, die empörte Natur wieder zu besänftigen und den Himmel heiter und rein zu machen.

Man trug das Kind zur Taufe, in der es Robert genannt wurde und alle die es sahen, erstaunten, daß es so übergroß und ausgebildet war. Es hörte in der Kirche nicht auf zu weinen und zu schreien, und bald hatte es abgezahnt und biß die Ammen, die es säugten, so, daß keine es mehr nähren wollte. Ein Jahr alt, sprach es so gut wie andere Kinder von fünf Jahren, und je älter und größer es ward,

desto mehr Unheil richtete es an. Sobald es allein gehen konnte, war kein Mensch mehr im Stande, es zu bändigen. Wenn ihm andere kleine Kinder zu nahe kamen, brach ihnen Robert Arme und Beine entzwei, und die Barone, die es mit ansahen, belustigten sich darüber, daß Jugend keine Tugend habe.

Robert gedieh körperlich immer mehr, so wie man zu sagen pflegt, Unkraut verdirbt nicht; verdarb aber innerlich desto mehr. Es durfte sich Niemand vor ihm sehen lassen, dem er nicht weh that, und wenn sich zuweilen andere Knaben zusammen rotteten, ihm zu widerstehen, liefen sie gleich vor ihm mit dem Rufe: Da kommt Robert der Teufel! wie Schafe vor dem Wolfe von dannen. Den Schimpfnamen legte ihm auch das ganze Land bei und er erhielt ihn für seine Lebenszeit.

Als der Herzog ihm mit sieben Jahren einen Meister gegeben hatte, der ihn erziehe und unterrichte, und derselbe ihn für seine Uebelthaten strafen wollte, stach Robert ihn mit seinem Messer todt, worauf kein Mensch mehr das erledigte Amt übernehmen mochte und sein Vater ihn nach seiner Lust und Laune leben lassen mußte.

Ueber allen Schaden freute sich Robert, Gutes zu

thun kam ihm nicht in den Sinn und da keine Vernunft in ihm war, verachtete er Gott und die heilige Kirche. Jedermann verfluchte ihn auch wegen seiner Bosheit und da der Herzog ihn so schlecht gerathen sah, hätte er ihn lieber todt gesehen. Als Robert siebzehn Jahre alt war, sagte die betrübte Herzogin eines Tages zu dem Herzoge: Unser Sohn ist nun bei erwachsenen Jahren, und ich glaube, es wäre gut gethan, ihn zum Ritter zu machen; vielleicht ändert er darauf seine Sinnesweise.

Der Herzog pflichtete ihrer Meinung bei und sobald sie dieselbe ihrem Sohne mit den Worten vortrug: daß er fürder mit anderen Rittern höflich und bescheiden umgehen und seine Lebensart bessern müsse, um der Welt kein Aergerniß abzugeben, antwortete Robert: Ich schere mich nichts darum, ob ich ein Ritter oder keiner, hoch oder niedrig bin. Ich habe mir vorgesetzt, in allen Dingen zu thun, was mir mein Muth und freier Wille heißt und bin nicht gesonnen, anders zu werden.

Deßungeachtet gab ihm der Herzog an einem Pfingstsonntage den Ritterschlag und bei dem festlichen Lanzenstechen, das darnach Statt hatte, scheute Robert keinen Kampf, sondern warf vom Pferde, wer ihm

vorkam. Es entging keiner unbeschädigt seinen Händen und als der Herzog das Lanzenbrechen beschließen wollte, schien Robert wie rasend zu werden, indem sein Ungehorsam nun erst anhub, Rosse und Reiter niederzustrecken.

Er tödtete an diesem Tage drei der tapfersten Ritter und ward um seiner Unmenschlichkeit willen von Allen gehaßt. Auch empörte sich alles Volk und lief klagbar zu seinem Vater, so daß Niemand mehr eine Lanze mit ihm brechen wollte, und Robert auf Abenteuer in das Ausland austritt.

Dort begann er noch üblere Dinge als vorher zu thun, denn er schändete Frauen und Mädchen und tödtete so viele Leute, daß es ein Erbarmen war. Es gab keinen Menschen in der ganzen Normandie, den er nicht beleidigt hätte, und alle Welt klagte Roberts Greuelthaten dem Herzoge, der herzlich zu weinen anhub und sprach: O, du lieber Herr Gott! ich fühlte mich so glücklich und zufrieden, einen Sohn zu haben, weil ich Freude an ihm zu erleben hoffte. Nun habe ich einen und der macht mir solchen Kummer, daß ich nicht weiß, was ich beginnen soll.

Er ließ seinen Sohn vor sich entbieten, damit er sich rechtfertige; Robert mißhandelte und verspottete

aber die Boten und schwur, als er hörte, sein Vater habe Befehl gegeben, ihn zu fahen, daß er sich blutig rächen wolle.

Danächst erbaute der verlorne Sohn in einer dichten Waldung eine Burg, wo er seine Wohnung trotz dem aufschlug, daß der entlegene Schreckensort fast unbewohnbar war, und versammelte alle Räuber, Mörder, Verfluchte, Verbannte, Gauner und Meineidige, kurz die verruchtesten Menschen unter der Sonne um sich, als deren Hauptmann er so viele Kaufleute und Pilgrime mordete und ausplünderte, daß aus Furcht vor ihm keiner mehr sein Haus zu verlassen wagte.

Eines Tages zog er ebenfalls auf böse Abenteuer in den Wald und begegnete sieben Eremiten, die er wie ein Rasender tödtete, da sie, wenn auch muthig und stark, sich nicht gegen ihn vertheidigten, sondern zur Ehre Gottes den Tod erlitten. Er verspottete sie überdies, sobald er sie umgebracht hatte und jagte mit Blut besudelt im Lande umher, bis er zu dem Schlosse von Argues kam, wohin auch seine Mutter an dem Tage gereist sein sollte, und wo Männer, Frauen und Kinder vor ihm in die Kirche flüchteten oder sich in ihre Häuser einschlossen. Indem Robert dieses wahrnahm, ging er mit einem Male in sich

und sprach weinend zu sich selbst: O, du großer Gott des Paradieses! wie geht es zu, daß Jedermann mich flieht? Ich bin der unglückseligste Mensch auf Erden!

Er erreichte das Schloßthor, wo ihm wieder Niemand zu nahen wagte, ihm das Pferd abzunehmen, und er ließ das Thier am Thore stehen, derweil er sich in den Saal zu seiner über seinen Anblick entsetzten Mutter begab. Er beschwor sie, nicht vor ihm zu fliehen, sondern ihm zu sagen, wie es komme, daß er so grausam und fürchterlich sei? — Die Herzogin erstaunte, ihn so reden zu hören, und warf sich ihm mit der Erklärung zu Füßen: Sie habe ihn schon vor seiner Empfängniß dem Teufel übergeben und verzweifele beinahe ob dieser großen Sünde.

Robert stürzte vor Schreck über diese Rede zur Erde und sagte: Die Teufel haben große Lust, meinen Leib und meine Seele zu erlangen; ich will aber fortan nichts Böses mehr thun und gehe gen Rom, um der Errettung meiner Seele nachzuleben.

Darauf ritt er wieder in den Wald zu seinen Genossen, die er bei Tische fand und setzte sich nicht zum Schmause mit ihnen nieder, sondern hielt ihnen mit sträflichen Worten ihr verderbtes Leben vor und ermahnte sie, indem er ihnen seinen eignen Entschluß

mittheilte, zur Buße und Besserung, damit sie nicht in alle Ewigkeit von Gott verdammt würden.

Einer der Schurken sprang wie wahnsinnig auf und rief den anderen zu: Bemerkt ihr den Fuchs, der ein Einsiedler werden will? Robert treibt seinen Spott mit uns. Er ist unser Hauptmann und Meister, der es für sich allein schlimmer treibt, als wir Alle mit einander und uns zu unseren Thaten unterwiesen hat. — Robert versuchte wiederholt ihnen das Gewissen zu schärfen; die wilden Gesellen sagten aber einstimmig: er solle diese Dinge gut sein lassen, er rede in den Wind; sie hörten im Leben und Tode nicht auf zu rauben und zu morden, und wenn sie seither schon schlecht und böse gewesen wären, wollten sie es nun erst recht arg treiben. —

Da gerieth Robert in so heftigen Zorn, daß er an die Thüre des Hauses ging, die er abschloß, eine Keule ergriff und die bösen Buben einen nach dem andern aus dem Leben vertilgte.

Dies gethan, machte er das Zeichen des Kreuzes und verließ das Haus, dessen Schlüssel er zu sich steckte. Er trat ohne Säumniß seine Wanderung nach Rom an, und wußte nicht, wo er die Nacht zubringen sollte; es hungerte ihn und er wußte nicht, wo

er sich sättige. Er ritt bis zu einer Abtei, die er zuvor befeindet und geplündert hatte, und deren Abt sein Verwandter war. Die Mönche haßten ihn auf den Tod, und so wie er betrübt und ohne ein Wort zu sagen eintraf, flohen sie vor ihm mit dem Angstgeschrei: Der unsinnige Robert kommt! Dies erneuerte sein Weh und er gelobte sich nochmals, seine Zeit in Zukunft besser anzuwenden. An den Abt und die Mönche richtete er so sanfte und versöhnliche Worte, daß sie zu ihm kamen. Alsdann fiel er auf die Knie und bat den Abt, seinem Vater den Schlüssel der Burg zu überreichen, in der er mit seinen jetzt unschädlichen Gefährten gehaust habe. Darin befänden sich alle Schätze, die er anderen Menschen abgenommen habe und die ihren rechtmäßigen Eigenern zurückgegeben werden möchten.

Er blieb dieselbe Nacht in der Abtei, und pilgerte anderen Morgens mit Zurücklassung seines Schwertes und seines Pferdes in großer Demuth, zu Fuße weiter, bis er am grünen Donnerstage bei guter Zeit in Rom ankam.

Der Papst war gerade in der Peterskirche, um das Hochamt zu halten, und Robert drängte sich zu ihm. Entrüstet über seine Vermessenheit wollten ihn

die Priester und Diener abhalten und die Umstehenden schlugen auf ihn los; jemehr sie aber schlugen, desto mehr drängte er, bis er sich vor dem Papste niederwerfen konnte und wieder ausrief: Heiliger Vater! erbarmt Euch mein. Um seines großen Lärmens willen, wollte man ihn abermals hinwegbringen; der heilige Vater nahm aber sein brünstiges Verlangen wahr und sagte mitleidig zu den Seinen: Laßt ihn zu mir kommen, soweit ich urtheilen mag, ist in ihm viel Frömmigkeit. Er gebot Ruhe, um besser hören zu können, und Robert redete ihn folgendermaßen an: Heiliger Vater! ich bin der allergrößte Sünder auf Erden.

Der Papst nahm ihn bei der Hand, hieß ihn aufstehen und fragte: Mein Freund! was willst Du von mir und warum schreiest Du so? — Ach, heiliger Vater! versetzte Robert, ich bitte Euch, meine Beichte anzuhören, wenn ich von Euch keine Vergebung meiner Sünden erlange, die mich verächtlicher machen, als ein Teufel in der Hölle ist, so bin ich in Ewigkeit verdammt. — Als der Papst ihn so reden hörte, ahnete er, wen er vor sich habe und fragte: ob er vielleicht der Robert sei, von dem er so viel habe reden hören? Robert bejahte es und der Papst versprach ihm unter der Bedingung Absolution, daß er

keinen Schaden mehr anstifte. Alsdann sandte er ihn über Land zu einem Priester, der zur Zeit der heiligste Mann auf Erden sei und ihm die schicklichste Buße auferlegen werde.

Robert nahm Abschied von dem Papste, blieb, weil es fast Nacht war, diesen Tag in Rom, und brach in der Frühe des anderen Morgens zu dem Eremiten auf, vor dem er seine Seele ausschüttete. Der Eremit hörte ihm freundlich zu und gebot dem reuigen Sünder, bei ihm zu bleiben, damit er ihm, so Gott es wolle, des nächsten Tages sagen könne, was ihm zu thun und zu lassen sei. Robert, der vordem der grausamste Unmensch und stolzer und wilder als ein Bär gewesen, war jetzt der demüthigste und mildeste Prinz auf Erden. Er befand sich von dem großen Kummer und den Mühseligkeiten, die er unterwegs erduldet hatte, so matt und hinfällig, daß er weder essen noch trinken konnte. Er kniete nieder, seine Andacht zu verrichten und betete zu Gott, daß er ihn vor dem bösen Feinde schützen und ihm den Sieg über ihn verleihen wolle. Als es Nacht wurde, wies der Eremit Robert an, in einer kleinen Kapelle zu schlafen, die sich in der Klause befand, und hörte selbst nicht eher auf zu Gott zu beten, bis er entschlief.

Im Traume erschien ihm ein Engel mit der göttlichen Botschaft, daß Robert, um Vergebung seiner Sünden zu empfahen, sich närrisch und stumm stellen müsse und nichts genießen dürfe als was er den Hunden entreiße, bis es dem Himmel gefalle, ihn aus dem Zustande der Erniedrigung und Buße zu erheben. Der Eremit dächte, bei seinem Erwachen lange seinem Traume nach, und am anderen Morgen kehrte der reumüthige Robert nach Rom zurück, wo er alsbald begann, wie ein Narr in den Straßen umher zu laufen. Nicht lange, so rannten ihm einige Kinder nach, die ihn für thöricht ansahen, und seinethalb ein großes Geschrei in den Straßen anstellten, und die Einwohner von Rom spotteten und schrien ebenfalls darüber, so daß Robert weit mehr Leute um sich hatte als wenn er sehr weise gewesen wäre.

Als er eine Zeit lang in der Stadt Rom zugebracht hatte, kam er eines Tages in die Nähe des kaiserlichen Palastes, dessen Thor offen stand, trat hinein und wandelte im Saale auf und ab, indem er bald lief und hüpfte, bald sich ruhiger verhielt. Der anwesende Kaiser merkte auf ihn und sagte zu seinem Stallmeister: Siehe da! den besten Schildknappen von der Welt; ich glaube nur, er ist toll.

Der Stallmeister rief Robert, der kein Wort erwiederte und als man ihn niedersetzen ließ, wollte er nichts von Allem, was man ihm anbot, essen und trinken.

Da gewahrte der Kaiser unter dem Tische einen Hund, den ein anderer gebissen hatte, und warf ihm einen Knochen zu, den der Hund anfing zu benagen. Robert sah den Hund den Knochen fangen, sprang vom Tische auf, lief zu ihm und ruhte nicht eher, bis er den Knochen, den der Hund nicht lassen wollte, mit gefaßt hatte. Dann warf er sich zur Erde und hielt, zerrte und benagte den Knochen an der einen Seite, der Hund an der anderen. Der Kaiser und die Anwesenden sahen dem Zeitvertreibe zu und am Ende gelang es Robert, dem Hunde den Knochen zu entreißen, über den er, da er lange nichts genossen hatte, mit Heißhunger herfiel. Dem Kaiser entging es nicht, wie bedürftig er der Nahrung war, und er warf einem anderen Hunde ein ganzes Brod zu, daß ihm Robert entriß und entzwei brach, um ihm die Hälfte wieder zu geben.

Der Kaiser sagte lachend zu seinen Leuten: Wir haben da den wunderbarsten Narren, den ich in meinem Leben sah; ich glaube, er ißt nichts, als was er den

Hunden von ihrer Speise nehmen kann. Damit Robert satt zu essen hätte, warfen alle Gegenwärtigen den Hunden des Kaisers Speisen vor. Robert stillte seinen Hunger und erging sich im Saale, seinen Stock in der Hand, mit dem er wie ein Narr wider Bänke und Wände schlug. Während er dieses that, bemerkte er eine Thüre, die in einen Baumgarten und zu einem kühlen Brunnen führte. Dahin ging er und stillte seinen Durst.

Als die Nachtzeit nahte, hielt sich Robert zu dem Hunde und folgte ihm unter die Treppe, um ihm auf seiner Lagerstätte Gesellschaft zu leisten. Der Kaiser bemitleidete ihn und ließ ihm ein Bett nachtragen, auf dem er bequem ruhen möchte; Robert duldete es aber nicht und gab durch Zeichen zu verstehen, er liege lieber auf bloßer Erde, die der Kaiser mit Stroh in Ueberfluß bedecken ließ.

Welche Kraft der Tugend und Geduld mußte in Robert sein, der vorher gewohnt gewesen war, in einem weichen Bette, auf feinen, reinlichen Linnen zu liegen, in einem mit Teppichen geschmückten Zimmer Wein und köstliche Getränke zu trinken, so wie die leckersten Speisen zu essen, und sich dahin gebracht sah, mit Hunden in Gemeinschaft zu leben. Vordem

pflegte Jedermann ihn als den furchtbarsten Menschen auf Erden zu ehren, jetzt verspottete man ihn als einen Narren und schätzte ihn gering.

In diesem Zustande brachte Robert an die sieben Jahre zu, derweil der Hund, den er sich zum Gefährten auserkoren, nicht von seiner Seite wich und ihn immer lieber gewann, jemehr er merkte, daß man ihm um seinetwillen besser zu fressen gab und ihn weder neckte noch prügelte.

Nun hatte der Kaiser, in dessen Hause Robert den Narren spielte, eine stumme Tochter, um deren Hand sein Seneschall, ein gewaltiger Mann, sich wiederholt umsonst bewarb, weil der Kaiser dafür hielt, daß er seinem Stamme Schande machen werde. Der Seneschall grollte dem Kaiser deshalb von Herzen und gedachte seinen Herrn so ernstlich zu befehden, daß er ihm eine Menge Volks untreu machte, und mit Hülfe ungläubiger Sarazenen vor die Stadt Rom gezogen kam, um sie gleich dem ganzen Lande umher zu erobern. Der Kaiser gerieth dadurch in Angst und Noth und berief die Ritterschaft zu sich, um mit ihrer Hülfe die Gefahr zu bestehen. Sie waren insgesammt bereit, seine Rechte zu vertheidigen, und man rüstete sich, die Feinde in einer Hauptschlacht anzugreifen, die trotz aller

Tapferkeit der Römer verloren gegangen sein würde, hätte der Himmel nicht durch Robert Hülfe geliehen.

Als nämlich der Tag angebrochen war, da der Kaiser sich an der Spitze der Seinen mit dem Seneschall messen wollte, ging Robert gewohntermaßen an den Brunnen, um zu trinken, und hörte eine Stimme vom Himmel, die ihm gebot, die blanken Waffen anzulegen und das Roß zu besteigen, was er Beides neben sich fand, um dem Kaiser zu Hülfe zu eilen. Robert gehorchte dem Gebote des Engels, und während deß stand jene stumme Tochter des Kaisers an einem Fenster und sah ihm zu.

Robert ritt zu dem kaiserlichen Heere, das mit den Sarazenen handgemein geworden war und hieb dermaßen rechts und links ein, daß er Rosse und Reiter zu Boden streckte und zu meist beitrug, dem Kaiser die Wahlstatt zu erstreiten. Nach vollbrachtem Tagewerke begab er sich insgeheim an den Brunnen zurück, wo er seine Waffen wieder auf das Roß legte, das gleich verschwand, und hatte, ohne es zu wissen, abermals die Tochter des Kaisers zur Zeugin. Der Kaiser kehrte siegesfroh nach seinem Palaste heim und zur Stunde des Abendessens erschien Robert wie immer und spielte den stummen Narren. Als man auf

den fremden Ritter zu sprechen kam, der so tapfer in der Schlacht gefochten hatte und Keiner ihn zu nennen wußte, trat des Kaisers Tochter heran und bedeutete durch Zeichen, daß Robert den Sieg gewonnen habe. Der Kaiser verstund ihre Ausdrucksweise nicht und ihre Hofmeisterin mußte sie ihm erklären; er lachte und spottete aber über ihren Glauben, daß ein ohnmächtiger Narr solche Thaten vollbringen könne, und die Jungfrau mußte sich entfernen, obschon sie wußte, daß es sich nicht anders verhielt.

So blieben die Sachen bis zu einem anderen Male stehen, da der Seneschall wieder mit Heeresmacht vor die Stadt rückte und er würde sie auch diesmal erobert haben, wenn nicht, auf des Engels Geheiß, derselbe Ritter die Feinde wieder wie eine Heerde Schafe vor sich hingetrieben hätte. Es wagte kein Einziger ihm Stand zu halten, und es entgingen Wenige seinen Händen. Von den Leuten des Kaisers achteten zwar diesmal Viele auf den unbekannten Helden; als aber die Schlacht zu Ende war, wußte Keiner, was aus ihm geworden, da wiederum nur die Tochter des Kaisers ihn sich wappnen und entwappnen gesehen hatte.

Kurze Zeit darauf kehrte das feindliche Heer zum dritten Male stärker als je vor Rom zurück und ehe

der Kaiser ihm entgegen zog, versammelte er die Seinen um sich und gebot ihnen, wenn der blanke Ritter wieder erscheine, ihn womöglich einzubringen, oder zu erforschen, woher er komme und wohin er gehe. Es legte sich zu dem Ende eine Schaar in den Hinterhalt und Robert vereitelte deren Bemühungen wiederum, in dem er mit seinen weißen Waffen und auf seinem weißen Rosse mitten im Getümmel sichtbar ward, wo er durch seine gewaltigen Thaten den Muth und die Kraft der Römer solchergestalt erhöhte, daß sie an diesem Tage alle Feinde auf dem Flecke tödteten oder zu Grunde richteten.

Nach gewonnener Schlacht kehrte Jedermann heim und als auch Robert demgemäß that, umgaben ihn auf einmal jene Ritter, die ihn zur Rede stellen wollten. Er setzte seinem Pferde die Sporen ein und entrann seinen Verfolgern, deren einer ihm nahe genug kam, um ihn mit einer Lanze, deren Eisen stecken blieb, in dem Schenkel zu verwunden. Allein und umgekleidet, zog Robert die Lanzenspitze aus der Wunde, die ihn heftig schmerzte, versteckte sie zwischen Steine bei dem Brunnen, und verband den Schenkel mit Gras und Moos. Dies gethan, hinkte er zum Abendessen an den Hof, und hörte, wie der Ritter,

der ihn gestochen hatte, dem Kaiser seinen Bericht abstattete, indem er behauptete, es müsse ein geistig und kein leiblich Ding gewesen sein.

Am anderen Tage ließ der Kaiser öffentlich verkündigen, wenn der Ritter mit dem weißen Rosse und den weißen Waffen, die Wunde im Schenkel, zu ihm komme und ihm das Eisen bringe, womit er gestochen worden, wollte er ihm die Hand seiner Tochter und die Hälfte seines Reiches geben.

Die Kunde erscholl bis zu dem entfernten Seneschall und derselbe ersann einen neuen Verrath, indem er sich selbst mit Schmerzen und Aengsten in den Schenkel stach, und mit einem prächtigen Gefolge gen Rom zog, wo er dreist vor den Kaiser trat und erklärte, ihn durch seine Tapferkeit und Treue dreimal von den Ungläubigen errettet zu haben.

Der Kaiser erstaunte, in ihm den weißen Ritter zu sehen und forderte Beweise, die der Seneschall mit Aufzeigung der Wunde und Lanzenspitze gab.

Der Ritter, der Robert verwundet hatte und gegenwärtig war, sahe zwar, daß das Eisen nicht das seinige; hatte aber nicht den Muth, ein Wort dagegen einzuwenden.

Robert hatte nun lange Zeit Gott gedient und um

seinetwillen freiwillig Leiden und Trübsal erduldet. Da kam der Tag, an dem der Himmel ihm seine Sünden vergeben und den verdienten Lohn gewähren wollte, indem er ihn von dem Lager der Thiere, wo er verwundet ausgestreckt war, und sich, in Ermangelung eines Arztes, seine Wunde von dem getreuen Hunde belecken ließ, zu Ehren und Ansehen erhöbe. Robert hielt auf sich nicht mehr als auf einen Hund, und verblieb so lange im Gebete zu Gott, bis eines Nachts über jenen Eremiten, der ihm die Buße auferlegt hatte, das Gesicht eines Engels kam und ihm gebot, nach Rom zu gehen und Robert aufzusuchen, dessen Geheimnisse er ihm mittheilte.

Der heilige Mann that am nächsten Morgen nach des Engels Geheiß, und zu der nämlichen Zeit erhielt der Seneschall vom Kaiser die Zusage seiner Forderung.

Die Tochter des Kaisers meinte von Sinnen zu kommen, als sie hörte, was vorgefallen war, und raufte sich vor Betrübniß die Haare aus. Es half ihr aber nichts und sie mußte den Brautschmuck anlegen, worauf sie der Kaiser zur Kirche führte, um sie Angesichts alles Volkes und aller Großen mit dem Seneschall trauen zu lassen.

Indem der Papst anheben wollte, die heilige Hand-

lung zu vollziehen, siehe! da verlieh die Gnade Gottes der Jungfrau die Sprache wieder, und ließ sie zu dem Kaiser sagen: Ihr seid fürwahr höchst unbesonnen, mein Vater, diesem übermüthigen Thoren Glauben beizumessen. Es ist Alles, was er sagt Lüge, und der tapfere und fromme Mann, der Euch errettet und um deswillen der Himmel mir die Sprache wieder verliehen hat, lebt hier nahebei.

Der Kaiser war entzückt, seine Tochter reden zu hören und wußte gleich, daß ihn der Seneschall wirklich belogen und betrogen hatte, der vor Verdruß verzweifelte, sich auf sein Pferd schwang und beschämt von dannen sprengte, um in der Folge ein schimpfliches Lebensende zu nehmen.

Der Papst forderte die Jungfrau auf, denjenigen zu nennen, von dem sie gesprochen habe, und sie führte ihn und ihren Vater an den Brunnen, wo Robert die Lanzenspitze, die sie hervor suchten, versteckt hatte. Jetzt brachte auch der Ritter die Lanze herbei, an die sie paßte, und erzählte die Jungfrau, was sie von Robert gesehen hatte. Kaiser, Papst und Jedermann erstaunte über die Wunderdinge und man begab sich iusgesammt zu Robert, den man bei den Hunden fand, und mit großen Ehren begrüßte.

Robert stellte sich zwar wieder närrisch, als der Kaiser seinen Schenkel zu sehen verlangte, und that das Nämliche, als der Papst ihn um Gottes und Christi willen beschwor, zu reden, wenn ihm die Fähigkeit gegeben sei. In dem Augenblicke kam aber der Eremit, der mit lauter Stimme rief: Höre auf mich, mein Freund! Ich weiß, daß Du Robert bist, den man sonst den Teufel nannte, und der jetzt Gott so wohlgefällig ist, daß er, als der Erretter dieses Landes, der Mann Gottes heißen kann. Gott hat mich zu Dir gesendet und gebietet Dir durch mich, fortan wieder zu sprechen und nicht mehr den Narren zu spielen, denn er hat Dir Deine Sünden, die Du genugsam abgebüßt, vergeben.

Da kniete Robert nieder, erhob seine gefalteten Hände andächtig und rief: Erhabener Herr des Himmels! sei gelobt und gepriesen.

Es erstaunten Alle über die schöne Stimme und sanfte Rede Roberts, und er erschien äußerst anmuthig und liebenswerth.

Der Kaiser gab ihm in Betracht seiner Tugend und Großthaten, mit Jedermanns Billigung, seine Tochter zur Frau und nach der Hochzeit nahm Robert, mit Leuten, Gold und Kostbarkeiten beschenkt, Ab-

schied und machte sich auf den Heimweg nach der Normandie. Daselbst angekommen, fand er das Land in großer Noth, weil sein Vater unlängst gestorben war und seine Mutter mit vielen Feinden zu kämpfen hatte, von denen seine Tapferkeit und Weisheit sie bald befreite.

Er erzählte der Herzogin, die vor Mitleid mit ihm weinte, von seinen Leiden und Schicksalen, und beherrschte in der Folge lange Zeit in Glück, Ruhe und Frieden sein Land, indem er, in seiner Jugend ein so arger und verstockter Sünder ohne Gleichen, späterhin ein zerknirschter Büßer, der sich tiefer als je ein Mensch zu den Thieren erniedrigte, fortan von Vornehm und Gering geliebt, geehrt und als der beste Fürst gerühmt wurde.

XIII.

Der fromme Eustachius.

Unter dem Kaiser Trajan lebte zu Rom Placidus, ein römischer Ritter und Kriegsoberster im kaiserlichen Heere. Er war barmherzig und mildthätig, aller Armen und Nothleidenden Freund, Berather und Wohlthäter; dabei aber war er noch dem Götzendienst seiner Väter ergeben, ebenso auch seine Gemahlin. Ihre beiden Söhne wurden ebenfalls in der Verehrung der Götter unterwiesen. Doch die edle Gesinnung der ganzen Familie verdiente wohl, aus der Nacht des Heidenthums in den hellen Tag des Christenthums geführt zu werden, welches zu jener Zeit begann, seine Strahlen weiter und weiter über das römische Reich zu ergießen.

Einst begab sich's, daß Placidus seinem Lieblingsvergnügen nachging und mit seinen Gefährten auszog,

das Waidwerk zu üben. Da im tiefen Walde gewahrte er einen Hirsch von außergewöhnlicher Größe und Schönheit. Placidus folgte auf seinem flüchtigen Rosse dem entfliehenden Wilde durch dichtes Gebüsch und freie Wiesen, durch Bäche und Flüsse, bis er es auf eine hohe Bergesspitze trieb, wo kein Entkommen möglich schien. Placidus eilte hinzu, ergriff Pfeil und Bogen und zielte. Da bemerkte er, wie das Thier, mit dem Kopf auf ihn gewendet, sicher und ruhig dastand und ihn ebenso sicher und ruhig anblickte; ja, plötzlich entdeckte er zwischen den Aesten des Geweihes ein goldenes Kreuz mit dem Bilde des Erlösers, strahlend im hellsten Sonnenglanze.

Und siehe, das Bild öffnete den Mund und sprach: „Ich bin Christus, den Du, ohne es zu wissen, verehrst. Ich habe die Werke Deiner Barmherzigkeit gesehn und daraus erkannt, daß Du fähig seiest, in das Reich der ewigen Liebe aufgenommen zu werden. Um Dich zu fangen, bin ich Dir erschienen auf dem Hirsche, den Du fangen wolltest.“ Als Placidus das sah und hörte, entfielen ihm vor Schrecken Pfeil und Bogen aus der zitternden Hand und er selbst stürzte vom Roß, in Ohnmacht seiner selbst nicht mehr bewußt.

Nach einer Stunde erhob sich Placidus von der

Erde; noch stand vor ihm der Hirsch mit dem lebenden Christusbilde. Christus sprach: „Ich bin der Erlöser der Welt, auch Dein Erlöser, der Dich von Irrwahn und Sünde befreien will." Da fiel Placidus auf seine Knie und sprach: „Herr, ich glaube, daß Du bist der Erlöser der Welt, der die Irrenden bekehrt von ihrem Wahn und die Sünder reinigt von ihrer Sünde." Ihm antwortete der Herr: „Wenn Du an mich glaubst, so gehe zurück in die Stadt und laß Dich taufen und zugleich mit Dir Dein Weib und Deine Kinder, damit sie, wie Du, gereinigt werden. Morgen aber, nachdem ihr getauft seid, komme wieder hieher zu mir in diese Waldeseinsamkeit; da will ich Dir Dein kommendes Schicksal offenbaren."

Placidus kehrte spät am Abend zur Stadt zurück. Mit banger Erwartung hatte seine Frau seiner Wiederkehr entgegengesehen, indem sie gefürchtet, er möchte sich im einsamen Walde verirrt haben. „O nein, entgegnete Placidus, ich habe mich nicht verirrt, ich habe den wahren Weg zum Leben gefunden. Christus, der König des Himmelreichs, ist mir erschienen und hat mich und die Meinen alle eingeladen, Bürger seines Reichs zu werden." Hocherfreut rief da seine Frau: „Auch mir ist der Herr heute in der Frühe

im Morgentraum erschienen, und er sprach zu mir: „Heute noch wirst Du zu mir kommen und an Deiner Seite werden Dein Mann und Deine Söhne stehen.“

Mitten in der Nacht eilte Placidus mit den Seinen zu dem Bischof der Stadt Rom, der sie mit Freuden taufte und in den Bund der Gläubigen aufnahm. Der Bischof gab den Getauften, die gelobt hatten, ein neues Leben zu führen, neue Namen: er nannte Placidus Eustachius, seine Frau Theosbyta und seine Söhne Theosbytus und Agapitus.

Früh am andern Morgen befand sich Eustachius mit seinen Gefährten auf dem Wege zum Walde. Dort angekommen, befahl er ihnen, sich zu zerstreuen und das Wild aufzusuchen; er selbst eilte zu der Stelle, an der ihm gestern der Herr erschienen war. Und siehe, auf der hohen Felsenspitze des Berges stand in strahlendem Glanze der Hirsch und auf seinem Haupte zwischen den Aesten des Geweihes befand sich das Kreuz mit dem lebenden Christusbilde, das ihm freundliche Blicke zusandte. Als Eustachius das Bild gewahrte, fiel er zur Erde nieder und sprach: „Herr, ich habe gethan, was Du mir befohlen hast. Durch das Bad Deiner Gnade ist mein Herz gereinigt worden,

auf daß es Gott schaue und sein ewiges Reich. Offenbare mir nun, wie Du Deinem Knechte versprochen hast, mein kommendes Schicksal!“ Der Herr antwortete: „Steil und steinig ist der schmale Weg zum Himmelreich. Der schmale Weg führt Dich zu der engen Pforte eines kleinen, armseligen Hüttchens, in welchem Mangel und Dürftigkeit herrschen. Wirst Du Dich nicht scheuen, in die Hütte einzugehen, und wirst Du mit Geduld alle Mühsal eines dürftigen Lebens ertragen: dann wird Dir ein herrlicher Lohn zu Theil werden. Rings um die Hütte wird sich die Gegend verwandeln und Du wirst Dich in ein Paradies versetzt sehen, in einen Lustgarten, in dem die Blumen nie verwelken und die Obstbäume ewig zugleich Blüthen und Früchte tragen. — Wisse, Eustachius, Dir ist das Glück beschieden, diese Blumen und diese Bäume zu schauen — zuvor aber mußt Du den steilen und steinigen Weg wandern, zuvor mußt Du leiden wie Hiob!“ Mit banger, aber doch auch fester Seele gelobte Eustachius Geduld und Standhaftigkeit. Weiter fragte der Herr: „Willst Du sogleich die Versuchungen bestehen, oder erst am Ende Deines Lebens?“ Eustachius antwortete: „Herr, Du weißt am besten Zeit und Stunde; doch wenn

ich bitten darf, so laß alsbald die Versuchung über mich kommen!"

Nach diesen Worten lächelte der Herr ihn an und verschwand, von einer lichten Wolke gen Himmel getragen; Eustachius abes, kehrte zurück zu seiner Frau und seinen Kindern.

Wenige Tage nach seiner Heimkehr brach die Pest aus und tödtete alle seine Knechte und Mägde. Nach der Pest kam eine Seuche, und an derselben starben alle seine Pferde und all sein Vieh. Hierauf brachen Räuber bei Nacht in sein Landgut und nahmen all sein Gold und Silber und alle seine Habe. Der arme Beraubte dankte Gott, daß die Räuber ihn und die Seinen lebendig entfliehen ließen; er floh an das Meer, in der Absicht, die Nähe Roms und Italien zu verlassen, wo die Pest sein und der Seinen Leben fortwährend bedrohte.

Wohlbehalten gelangte er mit den Seinigen über das Adriatische Meer nach Griechenland. Der Schiffsherr verlangte von Eustachius das Fährgeld; aber der Arme war ja kaum im Stande, sein Leben zu fristen. Vergebens flehte er die Barmherzigkeit des Schiffsherrn an, dieser verlangte sein Geld. Da bemerkte derselbe die Schönheit der Gemahlin des Eustachius

und statt des Fahrpreises forderte er diese als Entgelt. Eustachius hielt ihm die Ungerechtigkeit und Grausamkeit dieser Forderung vor und erklärte, daß es ihm unmöglich sei, sich von seiner Theosbyta zu trennen. — Da gab der Schiffsherr seinen Leuten einen Wink, den diese wohl verstanden. Sie kamen, hielten den Eustachius fest und schleppten ihn an den Bord des Schiffes, um ihn in das Meer zu werfen.

Da stürzte Theosbyta zu den Füßen des Schiffsherrn: „O schone das Leben meines Gemahls! Ich will Deine Dienerin sein!“ Diese Worte retteten dem Eustachius das Leben; aber sogleich gab der Schiffsherr Befehl, ihn und seine beiden Knaben von dem Schiffe zu entfernen.

Eustachius schied von Theosbyta, indem er noch auf sie einen schmerzlichen Blick warf, welcher seinem Danke, aber mehr noch seinen Vorwürfen einen flüchtigen Ausdruck verlieh. Er mußte ihr danken für seine Lebensrettung; aber mußte er nicht auch ihre Untreue anklagen? Lieber hätte er mit ihr sterben wollen, als leben, von ihr geschieden äußerlich und innerlich. Theosbyta scheute nicht den vorwurfsvollen Blick, der sie wie ein zündender Blitz traf; indem das Schiff schleunigst vom Lande stieß, an welches ihr

Gemahl und ihre Kinder gesetzt worden waren, warf sie ihm noch Blicke zu, welche den Zorn des Gemahls besänftigen sollten und ihn baten, die That ihrer Liebe nicht miszudeuten und ihr zu vertrauen. Zürnend aber stand Eustachius an der Küste; noch hielt ihn die Hoffnung fest, daß sich Theosbyta lieber dem wogenden Meere, als dem rohen Schiffsherrn anvertrauen würde: gern hätte er sich in die Brandung gestürzt, um sie zu retten — da verschwand das Schiff vor seinen Augen und mit ihm alle seine Hoffnung. Trauernd kehrte er dem Meere den Rücken und wanderte mit seinen Knaben hinein in das offene Land.

Er gelangte an einen breiten, tiefen und reißenden Strom. Er wagte nicht, mit beiden Knaben zugleich hinüberzuschwimmen; er nahm also einen Knaben auf seinen Rücken und schwamm so über den Fluß. Glücklich erreichte er das jenseitige Ufer und setzte da den Knaben nieder. Sogleich eilte er, das zurückgelassene Kind nachzuholen. Er hatte die Mitte des Stromes erreicht, da vernahm er hinter sich einen Hülferuf: es kam ein reißender Wolf, erfaßte das Kind, das dem Vater die Arme entgegenstreckte, und trug es fort in den nahen Wald. Der Vater stieß ein Wehegeschrei aus, das den Wolf hätte erschrecken

oder erweichen können. Da wandte sich der Schmerzensmann nach dem Kinde, welches er an dem andern Ufer zurückgelassen — und siehe, welch neuer Schreckensanblick! — Ein Löwe sprang aus dem Gebüsch hervor, erfaßte den Knaben und trug ihn hinweg.

Eustachius, aus einem Schmerz in den andern jählings stürzend, schrie in Verzweiflung um Hülfe — nur der Wald gab einen mitleidslosen Widerhall zurück. Hätte ihn nicht heilige Scheu vor dem Spender des Lebens abgehalten, so würde er den Tod in den ihn umgebenden Wogen gesucht haben, um, wenn auch nicht Linderung, doch ein Ende seiner Angst und Qual zu finden. — Da erfaßte ihn wieder der Gedanke, seine Kinder zu retten — doch welchem von ihnen soll er zu Hülfe eilen? Indem er das eine zu retten sucht, verläßt er treulos das andere; indem er das eine der Gier des Wolfs entreißt, wird das andere von dem Rachen des Löwen verschlungen. Wohin soll er sich wenden? Mit welchem Thiere soll er kämpfen, mit dem Löwen oder dem Wolfe? Welches Kind soll er dem gewissen schrecklichen Tode überlassen? Sein Vaterherz sieht keinen Ausweg, findet keinen Rath. Da lähmt Ermattung sein Herz, wie in Ohnmacht versunken überläßt er sich dem Spiele

der Wellen — und diese tragen ihn mitleidig von dannen und legen ihn hin auf den Sand des Ufers.

Nach einigen Stunden erwacht er und erhebt sich aus seiner ohnmächtigen Ermattung. „Wo bin ich?" ruft er aus. „Bin ich der Erde und all ihrer Qual und all ihrer Treulosigkeit und ihrem Unbestande entrückt? — Weh mir, hier diese trüben Wogen stammen nicht aus Paradiesesquellen! Dieses Dornengestrüpp wächst nicht auf Edens Auen, wo Bäume und Sträucher unverwelklich blühen! — Weh mir, ich weile noch auf der steinichten Erde! — Weh mir, ich stehe an dem Schreckensstrome, dessen Ufer reißende Thiere bergen, die meine Kinder mir geraubt! Ach, meine Söhne, ihr meine letzten Kleinode! Eure Mutter hat mich treulos verlassen, ihr wurdet mir durch wilde Thiere geraubt vor meinen Augen — und ich konnte euch nicht retten! O ich Armer, o ich Unglückseliger! — O Herr mit ernstem, aber mildem Blicke, der Du mir auf dem Haupte des Hirsches erschienst, Du sagtest, ich würde wie Hiob leiden. Doch größere Qualen sendest Du auf mich herab! Hiob behielt nach allen Verlusten doch noch sein Haus, sein Weib und theilnehmende Freunde — hier steh ich in der unwirthlichen Fremde am öden wildrauschenden Strome,

ohne Weib, ohne Freunde! — Herr, Deine Prüfungen sind schwer! Wie kann ich sie bestehen?" —

Beinahe hätte der Schmerz ihm wieder die Besinnung geraubt, da ermannte er sich mit einem Aufblick zum Himmel. Er irrte tagelang im Walde umher; endlich gelangte er in ein Dorf, wo er bei einem Bauer Obdach und Aufnahme fand; ja, dieser behielt ihn bei sich und übergab ihm seine Schafe. Als Schäfer weidete nun fortan Eustachius die Schafe seines Herrn.

Als Schäfer hatte er viele Zeit, sich seinen Gedanken zu überlassen. Auf den einsamen Feldern und auf den stillen Höhen der Berge dachte er oft an die vergangenen Zeiten. Wünschte er sich auch nicht seine frühere Herrlichkeit in Rom zurück; war es ihm auch leicht, Reichthum und Ehre der Welt zu entbehren: aber der Gedanke an Weib und Kinder erfüllte ihn mit banger Wehmuth und Sehnsucht. Nach 15 Jahren erwachte diese Sehnsucht stärker denn je: „Ach", rief er aus, „seid ihr mir denn wirklich verloren? Ihr. alle meine Lieben, kann ich euch nie wieder sehn? Theosbyta, waren Deine treulos lautenden Worte Dir von der Liebe listig geboten, um mich zu retten und Deine Kinder? — Ach, meine Söhne, wäre es mög-

lich, daß rettende Hände sich euer erbarmt hätten, als ich in zwiespältiger zerreißender Angst mit beiden Thieren kämpfen wollte — und es nun mit keinem einzeln vermochte? Als mich auf der Mitte des Stroms Kraft und Besinnung verließ, hat Gott da Herzen erweckt und Arme gestärkt, euch den Zähnen der Thiere zu entreißen?"

Oft schon hatten die Strahlen der Hoffnung versucht, seine umdüsterte Seele zu erhellen, aber immer hatten die nächtlichen Schatten der Trauer sein Herz wieder in Besitz genommen — und er hatte aufgehört zu hoffen, was er ohnedies nur schüchtern und gleichsam nur zum Spiel gewagt.

Voll Wehmuth und Sehnsucht kehrte er eines Abends mit seinen Schafen in das Dorf zurück: da traten ganz ungewöhnliche Gestalten vor seine Augen. Es waren römische Soldaten, welche von dem Kaiser ausgesandt waren, ihn zu suchen.

Das römische Reich war nämlich während der 15 Jahre, seit der Entfernung des Placidus, von den Feinden viel beunruhigt worden und das Heer hatte unglücklich gegen sie gefochten. Das Glück schien mit der Entweichung des Placidus von dem kaiserlichen Heere gewichen zu sein. Eben deshalb aber erwachte

in dem Kaiser das Verlangen nach Placidus, und darum schickte er nach allen Himmelsgegenden Ritter und Soldaten aus, Placidus zu suchen.

Als Eustachius die Soldaten erblickte, erkannte er sie als solche, welche früher unter ihm gedient hatten. Diese nahten sich ihm, grüßten ihn, aber erkannten ihn nicht. Sogleich fragten sie ihn, ob in dem Dorfe nicht ein Römer, mit Namen Placidus, wohne, der eine Frau und zwei Söhne habe. Verwundert über diese Frage, gab ihnen Eustachius eine ausweichende Antwort, bat sie aber, bei ihm Herberge zu nehmen.

Indem Eustachius seinen Gästen aufwartete und ihnen ein Mahl auftrug, wie ein Schäfer es darbieten konnte, gedachte er seiner frühern Stellung und seiner vormaligen Reichthümer. Er konnte sich da der Thränen nicht enthalten; er eilte an einen einsamen Ort, um sich auszuweinen. Doch alsbald stieg auch wieder die Hoffnung auf, indem er dachte: „Wie ich jetzt unerwartet meine früheren Untergebenen wiedersehe, könnte ich nicht auch wider Erwartung meine Theosbyta wiedersehen? Wo mag sie weilen? In weiter Ferne oder vielleicht in der Nähe? — Aber meine Söhne? Wäre es möglich, daß sie noch lebten? Ach, schweige, thöricht hoffendes Herz! Sie sind mir auf

immer geraubt seit jenen Schreckensaugenblicken, die ich in der Mitte des Stromes durchlebte!" Ein Strom von Thränen benetzte aufs neue seine Wangen. Doch da gedachte er wieder seiner Gäste, er wusch sein Angesicht und eilte zu ihnen zurück.

Während seiner Abwesenheit hatten sich die Soldaten über ihn unterhalten. Der eine sprach: „Ich glaube, das Glück begleitet unsere Schritte. Hätte dieser Schäfer die Kleidung des Placidus, ich würde nicht zweifeln, ihn selbst zu sehen." Ein anderer sagte: „Ja, er ist ihm ähnlich. Laßt uns genau darauf achten, ob er an seiner Stirn eine Narbe hat, das rühmliche Zeichen einer Wunde, die er einst in der Schlacht erhielt." Sie betrachteten den zurückkehrenden Schäfer genauer — und siehe, an der Narbe der Stirn erkannten sie ihren frühern Kriegsobersten. „Placidus! Placidus!" riefen sie wie aus einem Munde, „Du bist es, den wir suchen! Du bist es, den der Kaiser an die Spitze seines Heeres ruft!" Zugleich sprangen sie auf ihn zu, küßten ihn und jubelten laut vor Freude, daß sie ihren alten geliebten Feldherrn wiedergefunden. Alsbald eilten alle Nachbarn herbei, um dem Schauspiele zuzusehen. Die Soldaten erzählten ihnen von den Heldenthaten und

Tugenden des Placidus. In das Lob der Soldaten stimmten gern die Bauern ein, indem sie sprachen: „Ihr habt gewonnen, aber wir verlieren einen braven Mann, wenn Placidus von uns zieht." Mit Vergnügen hörten die Krieger das Lob ihres Führers aus dem Munde der Bauern, besonders aus dem Munde Dessen, der ihm seine Schafe anvertraut und 15 Jahre lang in seinen Diensten behalten hatte. Dieser lobte ihn am meisten dadurch, daß er am innigsten den Fortgang des Placidus beklagte. „Nie", rief er, „schenken mir die Götter wieder einen so treuen und verständigen Hirten!"

Den Tag darauf nahm Placidus herzlichen Abschied von seinem bisherigen Herrn und dessen Nachbarn, ihnen aufrichtig dankend für alle Freundschaft und Liebe. Alle Leute des Dorfes aber liefen zusammen, um noch einmal den Schäfer zu sehen, der über Nacht in einen großen Feldherrn verwandelt worden war und jetzt wie im Siegeszuge von den jubelnden Soldaten fortgeführt wurde.

Einem Siegesfeste glich auch der Einzug des Placidus in Rom. Der Kaiser selbst eilte ihm entgegen und begrüßte ihn mit dem Kuß des Friedens. Ganz Rom freute sich der Wiederkehr des ersehnten Retters,

von dem sie sichere Hülfe in den Kriegsbedrängnissen erwarteten.

Placidus überzählte sogleich die Menge der Soldaten, und da er die Zahl derselben zu gering fand, ordnete er neue Aushebungen an. Unter den Ausgehobenen befanden sich auch zwei Jünglinge von seltener Kraft, Gewandtheit und Schönheit. Bei der Musterung der neuen Soldaten erregten diese beiden die Aufmerksamkeit und das Wohlgefallen des Kriegsobersten und er stellte dieselben mit in die vorderste Reihe.

Nach gewonnener Schlacht, gab er den Soldaten drei Tage Rast. Die beiden Jünglinge erhielten Quartier bei einer Frau, die sie bald als ihre Mutter wiedererkennen sollten.

Beim Mittagstisch erzählten sich die beiden Soldaten ihre Lebensgeschichte, welcher ihre Wirthin mit immer steigender Theilnahme zuhörte.

Der Aeltere sprach zu dem Jüngeren: „Aus meiner frühen Kindheit erinnere ich mich noch meines Vaters, der ein Führer im kaiserlichen Heere, und meiner Mutter, die sehr schön war. Unter der elterlichen liebevollen Pflege wuchs ich an der Seite eines jüngern Bruders heran. Einst nahmen die Eltern

mich und meinen Bruder und gingen bei Nacht aus dem Hause und eilten an das Meer, um ein Schiff mit uns zu besteigen. Als wir das Schiff verließen, blieb die Mutter im Schiff zurück. Der Vater war hierüber sehr betrübt, denn er weinte beständig, indem er mit uns in das Land hineinging. Wir gelangten an einen Strom. Der Vater nahm den jüngern Bruder und setzte ihn schwimmend über den Fluß. Wie er aber zurückkehrte, um mich abzuholen, und sich etwa auf der Mitte des Stroms befand, kam ein Wolf und raubte meinen Bruder; kaum aber hatte der Vater einen Hülfeschrei ausgestoßen, kam ein Löwe und schleppte mich hinweg. Doch eben waren Hirten in der Nähe; diese sahen das grauenvolle Schauspiel, eilten herbei und entrissen mich dem Rachen des Löwen. Wir kehrten zu der Stelle zurück, wo mich der Löwe ergriffen hatte, um da meinen Vater zu finden — aber er war verschwunden. Vielleicht war er dem Wolfe nachgesprungen, um diesem die Beute zu entreißen. Die Hirten waren barmherzige Leute, sie nahmen mich als eine vaterlose Waise an Kindesstatt an und erzogen mich zum Hirten. Weder von meinem Vater, noch Bruder, noch von meiner Mutter habe ich jemals etwas erfahren können." „Von Dei=

nem Bruder", rief der Andere, „kann ich Dir erzählen. Ihn retteten Bauern, indem sie den Wolf erschlugen. Er wuchs unter Landleuten heran und wurde wie Du Soldat im Heer des Placidus und sitzt wie Du an diesem Tische!" Freudenthränen vergießend sprang er auf, fiel seinem wiedergefundenen Bruder um den Hals und konnte nicht aufhören, ihn zu küssen und zu weinen.

Während sie sich der Wiedererkennungsfreude hingaben, betrachtete sie ihre Wirthin immer genauer, die Stimme ihres Herzens wurde immer lauter, und was der ältere Soldat erzählt hatte, stimmte ganz mit ihrem eigenen Leben überein, so daß sie nicht länger zweifeln konnte. Mit Entzücken rief sie: „So wahr Gott lebt, ihr seid meine Söhne, und ich bin eure Mutter! Ich bin jene Frau, die auf dem Schiff zurückblieb, um euern Vater das Leben zu retten. Denn eben hatte der Schiffsherr Befehl gegeben, euern Vater in das Meer zu werfen, wenn ich nicht bei ihm, dem Schiffsherrn bleiben wollte. Mit tausend Schmerzen sah ich euch scheiden, und um so schmerzlicher war mir der Abschied, da ich den vorwurfsvollen Blick des Vaters sah, der mich als treulos bezeichnete. Ich wurde die Dienerin des Schiffs-

herrn, aber nie bin ich seine Gemahlin geworden: Gott gab mir Kraft, allen Versuchungen, allen Drohungen zu widerstehen. Als ich mich endlich als Christin bekannte, so überkam ihn ein Abscheu gegen mich; und als ich nicht wieder die Götter anrufen wollte, so drohte er, mich den Gerichten zu überliefern. Indem er damit umging, dies auszuführen, und wir an das Land fahren wollten, da erhob sich ein wüthendes Ungewitter, der Sturm warf das Schiff auf eine Klippe, so daß es zerscheiterte und Alle, die auf dem Schiffe waren, versanken. Doch barmherzige Fischer eilten herbei und retteten Mehrere, unter diesen auch mich; der Schiffsherr aber war mit seinem Schiffe untergangen. Ein alter Fischer, ein ehrwürdiger Greis, nahm mich in sein Haus; ihn habe ich treulich gepflegt, bis er lebensmüde starb und mir für meine Treue den Segen des Himmels verhieß. Auch hinterließ er mir als Vermächtniß seine kleine Besitzung, in der ich als Wirthin euch aufnahm nnd euch, meine Söhne, wiederfinden sollte. O kommt, ihr meine Lieben, an mein Mutterherz! Tausend- und abertausend Schmerzensthränen habe ich um euch vergossen — nun aber vermischen sich mit euern Freudenthränen die meinigen!"

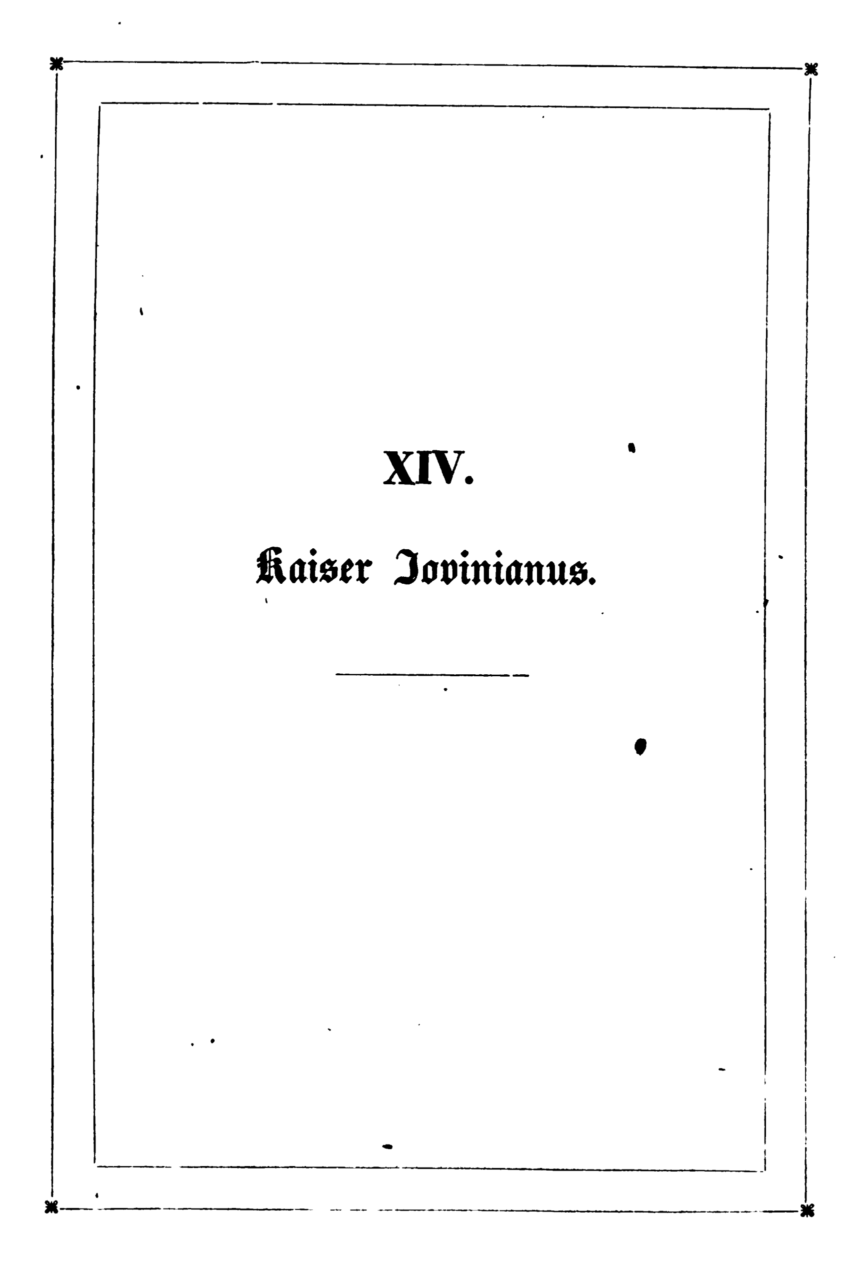
Ach, wie lange hatten die Söhne nicht an dem Mütterherzen geruht! Die Mutter aber wurde nicht satt, ihre stattlichen, kräftigen Söhne zu betrachten und sie zu herzen und zu küssen. Wie viel hatten sich alle Drei zu erzählen! Alle ihre Erzählungen aber endeten mit der Klage: „Ach, wo mag der Vater, wo mag Eustachius weilen? Ist er noch unter den Lebenden, oder ist er damals in der Mitte des Stroms versunken?" Doch diese Klage wurde bald wieder von dem Freudensturm des wunderbaren Wiedersehns übertönt.

Die Kunde von diesem doppelten Wiederfinden verbreitete sich bald im ganzen Heere und drang auch zu den Ohren des Feldherrn. Einzelne Züge, welche er aus der Lebensgeschichte der beiden Soldaten vernahm, waren wie aus seinem eigenen Lebensbilde genommen.

Mit freudig bangem Herzen eilte Placidus in das Haus der beiden Soldaten. Er fand da die glücklichen Brüder und die noch glücklichere Mutter. Diese, als er über die Schwelle der Thüre trat, sah ihn an und erblickte sogleich die Narbe an seiner Stirn; aber auch ohne dieses einzelne Zeichen würde sie ihn an seinem ganzen Wesen, an seiner Männlichkeit und

Milde erkannt haben. Sie fiel vor ihm nieder und rief: „Ja, Du bist Placidus, Du bist Eustachius! Sieh, vor Dir kniet Deine Theosbyta! Sieh hier meine und Deine Söhne, Theosbytus und Agapitus! Weil ich Dich liebte, weil ich Dir das Leben erhalten wollte, übergab ich mich dem Dienste des Schiffsherrn; die Treue gegen Dich habe ich nie gebrochen!" Sie erzählte nun weiter ihre Lebensgeschichte. Mit Entzücken schloß Eustachius seine Theosbyta und seine Söhne in seine Arme. Bald aber wendete er seine Blicke gen Himmel und sprach: „Unaussprechlich reich ist, o Herr, Deine Huld und Gnade! Ernst und schreckensvoll sind Deine Prüfungen, aber auch lieblich und wonnereich ist der Lohn der Bewährung! Ich Armer hatte mehr als Hiob verloren: mein Weib und mein Haus — und siehe, nun habe ich außer all meinen Schätzen und Würden auch mein Weib und meine Söhne wiedergefunden!"

Ein großes Siegesfest verherrlichte den Sieg des Placidus, und der Kaiser und mit ihm ganz Rom theilte die Freude der wiedervereinigten glücklichen Familie.



XIV.

Kaiser Jovinianus.

Als einst der Kaiser Jovinianus auf weichem Ruhelager nicht Ruhe und Schlaf finden konnte, überdachte er die Größe seines Reichs und seiner Macht. Vor seinen Geist traten die 120 Millionen Menschen, welche ihn als ihren Herrn verehrten; er überschaute die Länder, welche sich von dem fernsten Morgen bis zum fernsten Abend erstreckten und seinem Scepter und seinem Winke gehorchten; er betrachtete die Kriegsflotten, welche die Häfen des Mittelmeers füllten, sowie die Heere, welche die Städte und die Grenzen des Reichs bewachten. Da schwoll sein Herz hochauf und er sprach zu sich selbst: „Waltest und herrschest du nicht wie ein Gott?"

Den Tag darauf bereitete er in seinem Palaste ein großes Gastmahl. Er empfing und begrüßte seine

Gäste im hohen Säulensaale auf seinem goldenen Throne; da strömten herbei die Gesandten der fernsten und mächtigsten Völker und mischten sich unter die Würdenträger des Reichs, um sich vor der Gewalt des Herrschers zu beugen und sich in den Strahlen seiner Gunst zu sonnen. Beim Gastmahle floß der lieblichste und kostbarste Wein von Chios und Cypern, und selbst Indien hatte seine feinsten Genüsse zur Tafel des Kaisers beigesteuert. Alle Gäste bewunderten und priesen den Reichthum und die Herrlichkeit des erhabenen Gebieters, und alle vereinigten sich in dem Ausrufe: „Jovinianus waltet und herrschet wie ein Gott!“ Posaunen und Trompeten trugen den Schall dieses Zurufs hinaus vor den Palast, wo das Volk an langen Tafeln unter freiem Himmel bewirthet wurde; tausenstimmig hallte hier der Jubel wieder: „Jovinianus waltet und herrschet wie ein Gott!“

Um neue Festlichkeiten und Gastmähler zu bereiten, ordnete der Kaiser für den folgenden Tag eine große Treibjagd an, zu welcher alle seine Gäste geladen wurden. Der Tag war sonnig, aber auch warm; trotz der Waldeskühle war die Hitze drückend. Da kam der Kaiser mit seinen Begleitern an einen kleinen Fluß, in dessen Moosbett das frische, klare Wasser

über Sand dahinfloß und allen Thieren des Waldes Erquickung bot. Auch der Kaiser fühlte sich durch das krystallhelle Bergwasser eingeladen, in den Wellen Kühlung und Erfrischung zu suchen. Er gebot seinen Begleitern, sich in seiner Nähe zu halten und ihn allein dem Vergnügen des Bades zu überlassen.

Der seltene Genuß eines Bades in frischem, der Quelle eben entsprungenem Bergwasser, das Spiel der Wellen und der Fische, die reine kühle Waldluft, welche durch die Bäume wehte, der Gesang der Vögel: Alles vereinigte sich, den Kaiser in süße Träume einzuwiegen und ihn über dem einfachen Naturgenuß alle Herrlichkeit der Welt vergessen zu lassen. Vögel und Fische schienen ihm zuzurufen: „Du stolzer Thor! Wo fühlest Du Dich glücklicher, gestern beim köstlichen Mahle, umrauscht von dem Jauchzen der Gäste und des Volkes — oder heute im schlichten Waldrevier, hier im erfrischenden Bade, umschwirrt von den Sängern des Waldes, die, ohne Schmeichler zu sein, Dir doch so schmeichelndsüße Töne in das Herz gießen? O bleibe bei uns; bei uns und mit uns wirst Du glücklich sein!“ Indem sich der Kaiser so seinen Träumen überließ, achtete er nicht auf die flüchtig verrinnende Zeit; eine Stunde mochte vergangen

sein, seitdem er sich von seinen Begleitern entfernt hatte: da vernahm er plötzlich in seiner Nähe lustigen Hörnerschall und den Jubelruf der versammelten Jäger: „Hoch lebe der große Kaiser Jovinianus, er lebe hoch!“ Vom Schall der Hörner und dem Ruf der Jäger ertönte rings der ganze Wald, der vielstimmige Wiederhall trug den Jubel von Thal zu Thal, bis zu den Grenzen des Waldreviers.

Jovinianus erschrak vor dem jauchzenden Zurufe — er erschrak — warum? Er konnte es sich selbst nicht erklären. Was anders konnte der freudige Ruf sein als eine Mahnung an ihn, das Bad zu verlassen und zu seinen Begleitern zu eilen? — Er verließ also schleunig die Kühle der Wellen und ging zu dem Gesträuch, bei dem er seine Kleider abgelegt. Doch siehe, die Kleider waren verschwunden. Er meinte nun, an falschem Orte zu suchen, und ging zu anderem Gesträuch — doch nirgends war seine Kleidung zu finden. Er rief nach seinen Begleitern, nach seinen Dienern — doch diese hörten nicht seine Stimme — unter fröhlichem Hörnerschall zogen sie hinweg aus seiner Nähe. Von neuem begann er seine Kleider zu suchen; nirgends aber konnte er eine Spur entdecken — endlich gewahrte er ein leinenes Laken, das er

mitgenommen, um seine Glieder abzutrocknen. Im Zorn ballte er das Laken zusammen und warf es zu Boden. Sein Zorn stieg mit jedem Augenblicke; mit geballter Faust drohte er seinen Dienern, die ihn treulos verlassen hatten; er schwur, sie alle zu entlassen, zuvor aber sie auf das härteste zu bestrafen. Seine Drohungen waren vergebens; die Jagdgesellschaft zog fröhlich von dannen; kaum vernahm er noch den Widerhall der Hörner.

Nackt und verlassen setzte sich Jovinianus an das Ufer des Flusses und starrte hinein in die vorüberrinnenden Wellen; dann wieder irrten seine Blicke umher und suchten im Gesträuch und im Dickicht des Waldes — nicht die Kleidung, sondern eine Erklärung all des Unerklärlichen, das sich eben um ihn und mit ihm zutrug. Unbegreiflich war ihm das Verschwinden seiner Kleidung, noch unbegreiflicher war ihm der Weggang seiner Diener und Begleiter ohne ihn, dem sie doch vor ihrem Fortzug noch ein schallendes Hoch gebracht.

Da begann die Dämmerung des Abends hereinzubrechen, nahe am Scheiden stand die Sonne. Erschrocken sprang Jovinianus auf, nahm das Laken und band es um seine Lenden. In solcher Blöße

verließ er den Ort seligen Träumens — und schrecklichen Erwachens.

Als er seiner kaum bewußt den Wald durchwandert hatte, erinnerte er sich, daß sich in der Nähe das Landgut eines seiner Kriegsobersten befände, den er vom gemeinen Soldaten bis zu dieser hohen Stellung erhoben. „Auch er" — sprach er zu sich selbst — „hat ja heute an der Jagd, wie gestern am Gastmahl Theil genommen — er wird mir gewiß Kleider, Herberge und ein Pferd geben, damit ich morgen früh nach Rom zurückeilen kann."

Jovinianus gelangte glücklich zur Pforte des Landguts und klopfte an. Auf die Frage des Pförtners, wer da sei, antwortete Jovinianus: „Oeffnet die Pforte und seht, wer ich bin!" Als aber der Pförtner die Thüre geöffnet und den nackten Mann erblickt hatte, fragte er erstaunt: „Wer bist Du denn?" Sein Erstaunen wuchs, als er die Antwort erhielt: „Ich bin der Kaiser Jovinianus! Gehe zu Deinem Herrn und bitte ihn, daß er mir Kleider leihe; die meinigen hat mir ein Dieb gestohlen, während ich mich im Walde badete." Da entgegnete ihm der Pförtner: „Du selbst bist wahrscheinlich der Dieb und Gauner, der den Kaiser bestohlen hat und nun noch

meinen Herrn bestehlen will. So eben ist mein Herr zurückgekehrt von der Jagd, nachdem er dem Kaiser das Geleit gegeben."

Jovinianus bestand darauf, vor den Herrn geführt zu werden. Dieser aber empfing ihn mit harten Worten: „Du frecher Gauner und Spitzbube! Wie kannst Du Dich unterfangen, mir so widersinnig erfundene Fabeln zu erzählen! Ich habe den Kaiser gesehen, als er frisch und fröhlich nach dem Bade zu seinen Begleitern zurückkehrte und von all den Seinen jubelnd begrüßt wurde. Ich habe seine Stimme gehört, als er vom Roß herab für den Zuruf dankte und hierauf befahl, die Jagd zu enden und den Heimweg anzutreten. Ich habe ihn begleitet, bis er mich mit gnädigem Abschiedsgruß entließ. Und Du nackter Bettler wagst es, vor mich zu treten und mir in das Gesicht zu sagen, Du seist der Kaiser! Für solche Frechheit sollst Du der verdienten Strafe nicht entgehen!" Jovinianus ward hierauf bis aufs Blut gepeitscht und sodann vor die Pforte geworfen.

Da lag der große Kaiser, arm und nackt, mit blutigen Striemen unter freiem Himmel ohne Obdach. Er konnte sich der Thränen nicht enthalten, indem er sein Schicksal bedachte: „O weh mir Armen, was ist

aus mir geworden. Wie elend und machtlos liege ich hier, all meiner Herrlichkeit beraubt. Ach, wie jählings bin ich von meinem Throne und aus meinem Himmel gestürzt! Welch unbegreifliches Verhängniß hat mich ergriffen! Bald werde ich mich selbst nicht mehr erkennen! Welche Zaubermacht hat Alles um mich her verwandelt und mich zum Bettler gemacht, den man mit Spott und Hohn verachtet, geißelt und vor die Thüre hinauswirft in die finstere Nacht!"

Der arme wundgeschlagene Jovinianus brachte die Nacht auf einer Ruhebank vor dem Landhause des Kriegsobersten zu; die quälende Besorgniß über sein Schicksal ließ ihm kein Auge schließen; die räthselhafte Dunkelheit seines Geschicks erschien ihm größer als die der ihn umgebenden Nacht.

Sowie der Morgen graute, wollte er sich von dem Landgute, dem Orte seiner Schmach, entfernen; doch da bedachte er bei sich, wie seine Nacktheit ihm sogleich die Gemüther entfremdete und seinen Behauptungen so grell widerspräche. Er wartete also, bis der Pförtner erwachte und vor die Thüre trat. Dieser aber war entrüstet, den nackten Bettler noch zu erblicken; er befahl ihm, sogleich die Nähe des Landhauses zu meiden, wenn er nicht mit Peitschenhieben

hinweggetrieben sein wollte. Trotz dieser Drohungen bat Jovinianus den Pförtner, ihm nur ein dürftiges Gewand zu leihen, um seine Blöße decken zu können. „Wie!—rief der unerbittliche Mann—„Du willst mich zum Verräther an meinem Herrn und Kaiser machen? Du bist ein Feind des Kaisers! Ich reiche Dir nicht einen Tropfen Wasser! Wärst Du nicht verächtlich und lächerlich, wir würden Dich binden und dem Henker übergeben! Fliehe eilends von hinnen, oder die losgelassenen Hunde werden Dich unverschämten Bettler von dannen treiben!"

So war denn Jovinianus in der That ein Bettler geworden, aber selbst als solcher fand er kein Erbarmen. „Weh mir!" — rief er aus, indem er forteilte — „wie tief bin ich gesunken! Ein gewöhnlicher Bettler in meiner Blöße würde Erbarmen finden — ich aber flehe umsonst das Erbarmen der Menschen an! — Doch bin ich denn nicht der Kaiser? — Habe ich denn alle meine Gaben an Undankbare verschwendet, die mich nicht mehr erkennen wollen? — Sieh, dort ist das Landgut eines Senators, den ich mit Würden und Ehrenstellen reich beschenkt, er, mein edler Freund, wird mich noch kennen!" In dieser Hoffnung beschleunigte er seine Schritte. „Endlich!"

dacht eer — „wird mir doch die Stunde der Erlösung aus meinem Elende und meiner Verwirrung schlagen!"

Er klopfte freudigbang an die Pforte. Der Thürhüter öffnete, aber schloß auch sogleich wieder die Thüre, indem er rief: „Was willst Du, Gespenst von einem Bettler, so früh an der Thüre meines Herrn?" Jovinianus flehte ängstlich und dringend um Einlaß, indem er sprach: „Ich bin der Kaiser Jovinianus!"

Der Thürhüter ließ sich endlich erbitten; er ging seinem Herrn von der seltsamen Erscheinung Meldung zu bringen. Dieser ließ den Bettler vor sich führen; ohne ihn anzuhören, fuhr er ihn sogleich hart an: „Wahnwitziger Landstreicher, Du irrst ohne Obdach und ohne Kleidung umher und wagst es, Dich als Kaiser auszugeben? Wie? Schleicht etwa um unsern Kaiser die giftige Schlange der Verschwörung, und sprichst Du davon im Fiebertraum als unvorsichtiger Verräther? — Unser erhabener Kaiser ist gestern von der Jagd zurückgekehrt; ich habe ihm das Geleit gegeben bis zu den Thoren Roms. Du bist ein frecher Lügner! Doch hinter dieser frechen Lüge lauert gewiß ein schwarzes Verbrechen! Du hast Dich und Deine Mitschuldigen selbst dem Gericht übergeben!"

Der Senator gab hierauf Befehl, Jovinianus zu fesseln und in das Gefängniß zu werfen. Er selbst eilte nach Rom, um dem Kaiser die wichtige Kunde von einem Gegenkaiser zu bringen, zugleich aber auch zu melden, daß er gefangen und gefesselt sei. Der Kaiser lobte den Eifer und die Vorsicht des Senators; bemerkte aber, daß der Gegenkaiser in seiner Nacktheit wohl kaum zu fürchten sei, da er ohne Heeresmacht gekommen und sich selbst dem Gefängniß und dem Gericht überliefert habe. „Doch" — fuhr er fort — „ich bin begierig, meinen Gegner zu sehen, der kühn genug ist, mich mit unbewaffneter Hand vom Throne zu stoßen. Laßt ihn kommen und stellt ihn mir gegenüber. Wir wollen ohne Waffen um die Weltherrschaft streiten. Der versammelte Senat und das ganze Volk mag entscheiden, ob ich oder der nackte Bettler Kaiser von Rom sein soll."

Man schickte hierauf eine Abtheilung Soldaten nach dem Landgute des Senators, um den Bettler in die Stadt zu bringen.

Der Kaiser schien in keiner Weise von der seltsamen Kunde überrascht zu werden, er schien sie im Gegentheil erwartet zu haben. Man bemerkte daher auch an ihm nicht die leiseste Spur von Unruhe, selbst

nicht, als er gewahrte, daß seine Umgebungen anfingen, verstohlne Blicke auf ihn zu werfen, um ihn zu prüfen. Wiewohl nämlich diese auch nicht den leisesten Zweifel hegten, so fühlten sie sich doch aufgefordert, schon vor der Senatssitzung Gericht zu halten; denn sie meinten, mehr noch als die Senatoren zum Urtheil in dieser Sache befähigt zu sein, da sie den Kaiser fortwährend umgaben und nicht nur seine ganze Persönlichkeit, sondern auch alle seine Eigenheiten auf das genaueste kannten.

Alle im stillen vorgenommenen Prüfungen führten zu dem Ergebniß, daß der Kaiser unverändert derselbe sei. Die Gesichtszüge, die Gestalt, die Bewegungen und Gewohnheiten waren dieselben. Es war auch beinahe undenkbar, daß irgend ein schlauer, dem Kaiser äußerlich ähnlicher und mit ihm vertrauter Mann dessen Kleider genommen, um seine Rolle zu spielen. In seiner ganzen Umgebung war nicht ein einziger Mann, der solcher Aehnlichkeit sich hätte rühmen können; auch hatte man Niemand vermißt. Die Möglichkeit eines Betrugs war hier ausgeschlossen. Niemand konnte auch nur dem leisesten Zweifel Raum geben; die Persönlichkeit des Kaisers erschien allen unverändert, denn es war unmöglich, eine Verschiedenheit zu entdecken.

Der Senat war versammelt, auf seinem Throne saß der Kaiser. Da wurde Jovinianus in seiner Blöße mit wundgeschlagenem Rücken und mit kummervollem, bleichem Antlitz in den Saal geführt. Sein Anblick hätte zum Mitleid bewegen können, statt dessen erscholl sogleich bei seinem Eintritt ein lautes Gelächter. Der Kaiser erhob sich mit Ernst und Würde und gebot Ruhe und Schweigen. War dem Jovinianus schon aller Muth entsunken, weil kein Bürger Roms ihn wiederkennen wollte, so stand er wie vernichtet jetzt vor seinem Ebenbilde, das im Besitze aller seiner Herrlichkeit war. Wie ein wirrer Traum erschien ihm die Wirklichkeit; er war in der That nahe daran, an sich selbst irre zu werden und dem Wahnsinne zu verfallen. „Erkennst Du" — rief der Kaiser dem Jovinianus zu — „Deine Thorheit, Deinen Wahnwitz? Hier bedarf es keiner langwierigen Gerichtsverhandlung; das Urtheil wurde Dir sogleich bei Deinem Eintritt gesprochen durch das schallende Gelächter. Wohlan denn, Soldaten, führt diesen stolzen Bettler durch die Straßen der Stadt und ruft vor ihm aus: Dieser Narr will Kaiser von Rom sein!"

Jovinianus hielt nun einen Umzug in den Stra-

ßen Roms, aber es war kein Triumphzug. Um ihn besser dem Volke zeigen zu können, hatte man ihn auf einen Esel gesetzt. So ritt Jovinianus durch die zusammengerufenen und zusammengelaufenen Reihen der Gaffer, deren Schaulust lange nicht so außerordentliche Befriedigung gefunden hatte. Mit lautem Spott und Hohn wiederholte die Volksmenge die Worte des Ausrufers: „Dieser Narr will Kaiser von Rom sein!“ und begleitete dieselben mit hellem Lachen und gellendem Pfeifen. Die Gassenbuben sprangen und tanzten vor Jovinianus her und sangen dabei: „Dieser Narr will Kaiser von Rom sein!“ Dann fielen sie vor ihm nieder, um ihn als Kaiser zu ehren; hierauf aber erhoben sie sich wieder und warfen ihn mit Steinen und Staub, so daß er oft in der dichten Staubwolke nicht zu sehen war.

Das seltene Volks- oder vielmehr Pöbelfest nahte seinem Ende. Die Soldaten führten Jovinianus zu einem Thore der Stadt. Nachdem sie ihn gegeißelt und der Pöbel ihn mit Koth und Steinen bedeckt hatte, warfen sie ihn halbtodt in den Stadtgraben

Lange lag hier Jovinianus. Als er aus seiner Ohnmacht erwachte, erblickte er einen Mann, der ihn mitleidig und mit Ehrfurcht betrachtete und damit

beschäftigt war, ihn abzuwaschen und aufzurichten. „Das Narrenfest, das heute Rom gefeiert, sprach der Mann — „und die Schmach, die Du erduldet, hat mich tief ergriffen. Deine Nacktheit und Deine Verspottung hat mich an den Heiligen in Israel erinnert, der Aehnliches erduldete und dabei sprach: „„Ich bin ein König!““ Willst Du diesen König näher kennen lernen, so gehe in jenen Wald; dort wirst Du in einer Grotte einen Einsiedler finden; dieser heilige Mann wird Dir berichten, was Dir Licht auf Deinem dunkeln Pfade bietet.“

Diese Worte träufelten wie milder Balsam in die wunde Seele des gequälten Jovinianus; es waren die ersten freundlichen Worte, die er seit zwei schreckensvollen Tagen vernahm. Er eilte in den Wald und fand bald die Grotte und ihren heiligen Bewohner. „O erzähle mir, rief Jovinianus — „von dem Heiligen in Israel, der von seinem Volke verachtet und verspottet wurde und doch sprach: „„Ich bin ein König!““

Lange blickte der Einsiedler den nackten Ankömmling an; Staunen und Verwunderung malte sich auf seinem Antlitze, bis er anbetend Augen und Hände gen Himmel erhob und sprach: „Wunderbar, o Gott sind Deine Wege! Du stürzest die Stolzen in den

Staub und machst Kaiser Bettlern gleich, damit sie Demuth lernen!" — Hierauf wandte er sich zu Jovinianus: „Ich erkenne Dich wohl, Kaiser Jovinianus! Wie sich's geziemt, so kommst Du, um den König des Himmelreichs zu suchen und zu finden. Du kommst in Demuth. Doch bist Du auch wirklich wie er von Herzen demüthig? Hast Du in diesen Tagen erkannt, wie leicht es Gott sei, selbst den Kaiser von Rom in einen Bettler zu verwandeln und ihm alle Herrlichkeit der Welt, allen Reichthum, alle Ehre und Macht zu nehmen? Meinst Du nun noch, Gott gleich zu sein, nachdem Du Ohnmächtiger auf Deinem Throne den Arm des Allmächtigen empfunden? Ein Kaiser, ein Herrscher des römischen Weltreichs, ist nichts als Staub, den der Hauch des Allmächtigen alsbald allen Winden Preis geben kann. So bist Du plötzlich von Deinem Throne gestürzt; statt des Reichthums wurde Dir nackte Armuth zu Theil, statt der Ehre Spott und Hohn des Straßenpöbels, und statt der Macht Fesseln und Gefängniß. Gottes Gnade hat Dich erniedrigt, um Dich wieder zu erheben. Bald wirst Du weiter erfahren, was Dir jetzt noch verhüllt und dunkel ist."

Kaum hatte der Einsiedler seine Rede geendet, so

erschien ein kaiserlicher Bote, der ihm sein Roß und seine kostbaren Kleider brachte. Kaum hatte sich Jovinianus auf das Roß geschwungen, so sah er sich von der ganzen gestrigen Jagdgesellschaft umgeben, doch unter derselben erblickte er sein Ebenbild, wie er es in dem Saale des Senats zu Rom geschaut hatte. Schon begann Jovinianus wieder zu zittern, da sprach sein Ebenbild freundlich zu ihm: „Ich bin Dein Schutzgeist. Als Du in vorletzter Nacht keinen Schlaf finden konntest und Dich das Bewußtsein Deiner Herrschermacht zu stolzer Vermessenheit erhob also, daß Du Dich Gott selbst gleichstelltest: da erbebte ich vor dem Abgrunde, über dem Deine Seele schwebte, um in demselben zu versinken. Um Dich zu retten, nahm ich, während Du in dem Bade warst, Deine Gestalt an. Wohl Dir, wenn das Schicksal dieser beiden Tage Dein Herz erschüttert und gedemüthigt hat! Wohl Dir, wenn Du im Grunde Deines Gemüths die Zerbrechlichkeit aller irdischen Herrlichkeit erkannt und dadurch gelernt hast, Dich zu demüthigen unter die gewaltige Hand Gottes! Ob Du zu solch heilsamer Erkenntniß Gottes, welche sich als Demuth im Herzen des Menschen offenbart, gelangt bist, wirst Du sogleich dadurch beweisen und bewähren, daß Du

Allen von Herzen vergiebst, die in diesen Tagen hart und rauh gegen Dich verfahren sind. In Demuth vergieb, so wird Dir Gott vergeben und Dich erheben zu seinem ewigen Reiche!" Während dieser Worte hatte das Roß, auf dem der Schutzgeist saß, Flügel erhalten; es schwang sich mit seinem Reiter gen Himmel und verschwand hinter einer Wolke, welche die untergehende Sonne mit strahlendem Golde umsäumte.

Jovinianus kehrte unter fröhlichem Hörnerschall nach Rom zurück. Er vergab und vergaß Alles, was er in den beiden Schreckenstagen der Prüfung erfahren; nur das Eine vergaß er nicht: mit christlicher Demuth auf dem höchsten Throne der Erde zu sitzen.

XV.

Prinzessin Julia

oder

Die kluge Wahl.

Anselmus, ein mächtiger Kaiser von Rom, hatte sich mit Cornelia, der Tochter des Königs von Jerusalem, vermählt. Cornelia beglückte ihren Gemahl durch ihre Herzensgüte und Schönheit; zu ihrem Liebreiz blickten alle Römer mit Bewunderung auf. Das Glück des Kaisers aber war nicht vollkommen: es fehlte ihm ein Sohn, ein Erbe seines Reichs.

Eines Abends nach dem Abendessen ging Anselmus allein lustwandelnd im Garten auf und ab. Der sehnsuchtsvolle Gesang der Nachtigallen stimmte ihn weich und hauchte auch ihm Sehnsucht in die Seele. Er gedachte seiner schönen Gemahlin und seines Glücks an deren Seite. Aber sogleich auch erwachte in ihm lebendig das Verlangen nach dem Pfande ihrer gegenseitigen Liebe. „Ach!" — sprach er bei sich — „was ist

eine Ehe ohne Kinder? — Ein grünender Baum ohne Blüthen und Früchte! Kinder sind nicht nur Pfänder, sondern auch Bänder der Liebe. Die Kinder knüpfen die Herzen der Gatten immer inniger an einander. Indem sie sich verjüngt und im Glanze der Jugend strahlend in ihren Kindern sehen, wird auch ihr Herz und ihre Liebe von neuem verjüngt. Ohne Kinder wären Adam und Eva einsam, wäre ihnen das Paradies leer und öde gewesen. Hüpfte jetzt vor mir und um mich ein Sohn — dann träumte ich mich nicht nur in das Paradies zurück — nein, dieser Garten wäre mein Paradies!“

Trauernd verließ Anselmus den Garten und kehrte in sein Schloß zurück. Noch am späten Abend kam sein Freund und erster Reichsrath zu ihm, um ihm zu melden, daß der König von Apulien sich von neuem zum Kriege rüste.

„Dieser König“ — rief der Kaiser — „ist ein unruhiger Nachbar. Schon bei meinem Lebzeiten strebt er nach meiner Krone, die er nach meinem Tode als sichere Beute betrachtet. Und wenn ich gegen ihn in den Krieg ziehe, habe ich keinen Sohn, der das Reich beschützt und bewahrt!

Mit sorgenvollen Blicken schied der Freund, und

der Kaiser ging, seine Sorgen während der kurzen Stunden des Schlafs zu vergessen.

Im Traum erschien ihm der Vollmond in seiner strahlenden Herrlichkeit. Bald aber bemerkte er, wie die eine Hälfte der Mondscheibe bleicher wurde als die andere. Hierauf gewahrte er beim Glanz des Mondes einen Vogel mit hellschimmernden Federn; bei dem Vogel standen zwei Thiere, welche ihn mit ihrem warmen Odem nährten. Hinter ihnen standen mehrere Thiere, diese nahten sich dem Vogel und legten ihre Brust an ihn. Endlich aber kamen andere Vögel und sangen süß und lieblich. Vor Freude über den Gesang der Vögel erwachte der Kaiser.

Süß ist das Erwachen aus süßen Träumen. Ein Wonnegefühl durchbebte die Seele des Anselmus. Die Vögel sangen ein Jubellied; sie schienen den Sinn der Gestalten zu verstehen, und darum stimmten sie einen so fröhlichen Gesang an. Das Lied klang noch fort in der Seele des erwachten Kaisers, und eine unnennbare Freude erfüllte sein ganzes Herz. Ja, unnennbar war seine Freude. Worüber freute sich denn Anselmus? Er konnte es nicht sagen, er kannte und ahnte nicht die Bedeutung des Traumes. Er sann und sann, aber er fand nicht den Sinn der wunderlichen Gestalten.

Sogleich am frühen Morgen berief er die Weisen und Traumdeuter und theilte ihnen sein Traumgesicht mit. Während noch der Kaiser erzählte, verklärten sich die Gesichtszüge der weisen Männer, und nachdem er geendet, sprachen sie mit freudigem Muthe: „Dieser lichte Traum verkündet Dir die Erfüllung längst mit Sehnsucht gehegter Wünsche! Dir und dem ganzen Reiche wird großes Heil widerfahren! Der Mond, der auf der einen Hälfte bleicher geworden ist als auf der andern, bedeutet die Kaiserin, welche bei der Geburt eines Sohnes einen Theil ihrer Farbe verlieren wird. Der kleine Vogel ist ein Sohn, den sie gebären wird. Die zwei Thiere, deren Odem ihn ernährt, sind weise Männer, welche ihn unterrichten und mit Weisheit erfüllen werden. Die andern Thiere, welche ihre Brust an den Vogel legen, sind Völker, welche ihm ihre Huldigungen darbringen. Die Vögel aber, welche so süß und lieblich sangen, sind die Römer, welche sich über die Geburt des Kindes freuen und Loblieder anstimmen werden."

Wie die weisen Männer den Traum gedeutet, so ging es in Erfüllung. Cornelia fühlte bald die stille, verborgene Mutterfreude über ein Kind, das sie unter

ihrem Herzen trug. Ihre jungfräuliche Schönheit verschwand und das frische Roth der Wangen erbleichte zur Hälfte — aber mit Freuden gab sie diesen kleinen Theil ihrer Schönheit dahin. Gar bald sollte ja ein Kind an ihrer Brust erblühen und sie für alle Schmerzen tausendfach entschädigen. Es kam die Stunde der Geburt — und siehe ein Sohn erblickte das Licht der Sonne.

Groß war die Freude des Vaters. Ganz Rom überließ sich mit Jubel festlicher Freude. Ueberall ertönten die Lieder der allgemeinen Lust, und es war dem hocherfreuten Vater, als ob diese Lieder noch süßer und lieblicher klängen als die der Vögel im Traume.

Als der König von Apulien erfuhr, daß dem Kaiser ein Sohn geboren worden sei, war er sehr wenig erfreut: denn alle seine Hoffnungen und Bestrebungen in Bezug auf Roms Kaiserkrone waren nun vereitelt. Was er auf dem Wege der Gewalt bisher vergebens versucht hatte, das beschloß er nun auf dem Wege der Güte zu erstreben. Er sandte einen Boten zum Kaiser, um diesem Glückwünsche zur Geburt des Sohnes darzubringen; zugleich aber bat er ihn auch um Frieden, indem er die freundschaftlichsten Gesinnungen aussprach.

Der Kaiser nahm die unerwartete Botschaft huldvoll an, doch bedachte er auch, daß den Versicherungen des feindseligen Nachbars nicht zu vertrauen wäre. Er erklärte daher seine Bereitwilligkeit zur Schließung des Friedens, verlangte aber von Seiten des Gegners hinreichende Bürgschaft.

Der König hatte eine derartige Antwort erwartet. Er freute sich derselben: denn nun konnte er dem Kaiser eine Bürgschaft bieten, die ihm großen Gewinn und hohe Ehre versprach.

Zu derselben Zeit, da dem Kaiser ein Sohn geboren worden war, hatte ihn die Geburt einer Tochter erfreut. Dieses Zusammentreffen betrachtete er als ein günstiges Zeichen. Er bat daher den Kaiser, seine Tochter als Bürgin anzunehmen und als künftige Gemahlin seines Sohnes zu betrachten. „Meine Tochter Julia" — so schrieb der König — „wird dereinst Deinem Sohne Julius die Krone Apuliens auf das Haupt setzen. Julius und Julia mögen einst ganz Italien besitzen und beglücken, ebenso wie sie sich gegenseitig besitzen und beglücken werden. Julius und Julia seien auch uns jetzt schon sichere Unterpfänder des Friedens und der Freundschaft!"

Gleich einem Ulmbaum wuchs Julius heran und

Julia gleich einer Rebe, welche Verlangen trägt, sich um den Ulmbaum zu schlingen.

Als Julia ihr achtzehntes Geburtsfest gefeiert hatte, richtete der König ein großes Schiff aus und belud es reich mit Schätzen zur Aussteuer der kaiserlichen Braut, welche ebenso sehr durch Vorzüge des Geistes und Herzens, wie durch die Schönheit ihrer äußern Erscheinung ausgezeichnet war.

Mit Thränen verließ Julia ihr trautes Heimathland. Einigen Trost beim Scheiden gewährten ihr ihre Jugendgespielinnen, welche sie auf das Schiff begleiteten, um in Rom als Hofdame stets in ihrer Nähe zu bleiben. Herrlich und reizend erschien unter ihnen Julia gleichwie die Göttin der Liebe; dieser gleich sollte sie zu Ostia in Schönheit und Liebreiz strahlend aus dem Meere steigen. Die Glückwünsche der Aeltern, die Glückwünsche von ganz Apulien begleiteten die schöne Königstochter und verhießen ihr sonnige Tage.

Leicht und schnell gleitete das Schiff über die Wogen des tyrrhenischen Meeres dahin: da erhob sich plötzlich ein furchtbares Unwetter. Der Sturm schleuderte das Schiff hinauf an die Wolken und dann wieder hinab bis auf den Grund des Meeres. Alle

Kraft und Kunst der Schiffsleute wurde aufgeboten, um das Schiff glücklich und wohlbehalten durch das Ungestüm der Wogen und des Sturms zu leiten — da plötzlich erdröhnte das Schiff in all seinen Balken und Planken — und in demselben Augenblicke zerberstete es und versank.

In der Nähe von Ostia, der Hafenstadt Roms, war das Schiff gestrandet. Anselmus nebst Julius harrten daselbst mit Ungeduld der Ankunft der schönen Braut. Da sahen sie das Schiff mit dem Sturm und den Wogen kämpfen — sie sahen es stranden und versinken. Sogleich wurden Rettungsbote ausgesendet, und nachdem sich der Sturm etwas gelegt, bestieg Julius selbst ein Boot, um seine Braut zu suchen und zu retten.

Viele wurden gefunden und gerettet. Julius fand eine Jungfrau, schwimmend mit geschlossenen Augen und bleichem Angesicht. Mit dieser Beute des Todes ruderte er der Küste zu. So schön und lieblich war diese Todte, daß er sie lebendig zu seiner Braut gewählt haben würde; diese Todte mußte Julia sein. „Julia! Julia!“ — rief er — „Du meine süße Braut! Weh mir, daß der Tod Dich meinen Armen übergibt! — Ach, Julia, erwache, erwache! Dich ruft Dein Julius!“

Der Name Julia, mit so heißer Liebe gerufen, schien elektrische Kraft auf die Ohnmächtige auszuüben — sie schlug die Augen auf, blickte starr in das Antlitz des zitternden Jünglings, der sie umfaßt hielt. „Mein Julius!“ rief sie — und sank wieder in Ohnmacht.

Unter sorgsamer Pflege erholte sich Julia immer mehr von Stunde zu Stunde. In neuer Jugend- und Lebenslust erhob sie sich und strahlte in Schönheit herrlicher denn jemals. Julius lag in ihren Armen in sprachloser Seligkeit. Die Todtgeglaubte war wieder lebendig; die noch nie gesehene Braut war schöner, als ihr Bild und sein Traum sie ihm gezeigt.

Zu den Ueberglücklichen trat Anselmus und trennte sie sanft. „Ich freue mich“ — sprach er zu Julia — „Dich nach dem Verlust Deiner Schätze als den höchsten Schatz begrüßen zu können. Deine Gestalt ist jugendlich schön — doch prangt auch Deine Seele in immer blühender jugendlicher Schönheit? — Wenn ich dies erkannt haben werde, dann will ich Dir mit Freuden meinen Sohn und meinen Segen geben!“

Alsbald brachte man drei Gefäße herbei und stellte sie vor Julia hin. Das erste war von gediegenem Golde und rings mit Edelsteinen besetzt und hatte eine Inschrift, die lautete: „Wer mich wählt,

der findet, was er verdient." Das zweite Gefäß war aus feinem Silber und trug die Inschrift: „Wer mich wählt, der wird finden, was die Natur begehrt." Das dritte Gefäß endlich war von Blei und darauf war zu lesen: „Wer mich wählt, der findet, was Gott für ihn bestimmt hat."

Nachdem Julia diese drei Gefäße mit Aufmerksamkeit und Nachdenken betrachtet hatte, sprach der Kaiser: „Wohlan, meine Tochter, wähle!" Da erhob Julia ihre Hände gen Himmel und betete: „Mein Vater im Himmel, hauche Deine Weisheit in meine Seele, damit ich wähle, nicht was mir, sondern was Dir gefällt!"

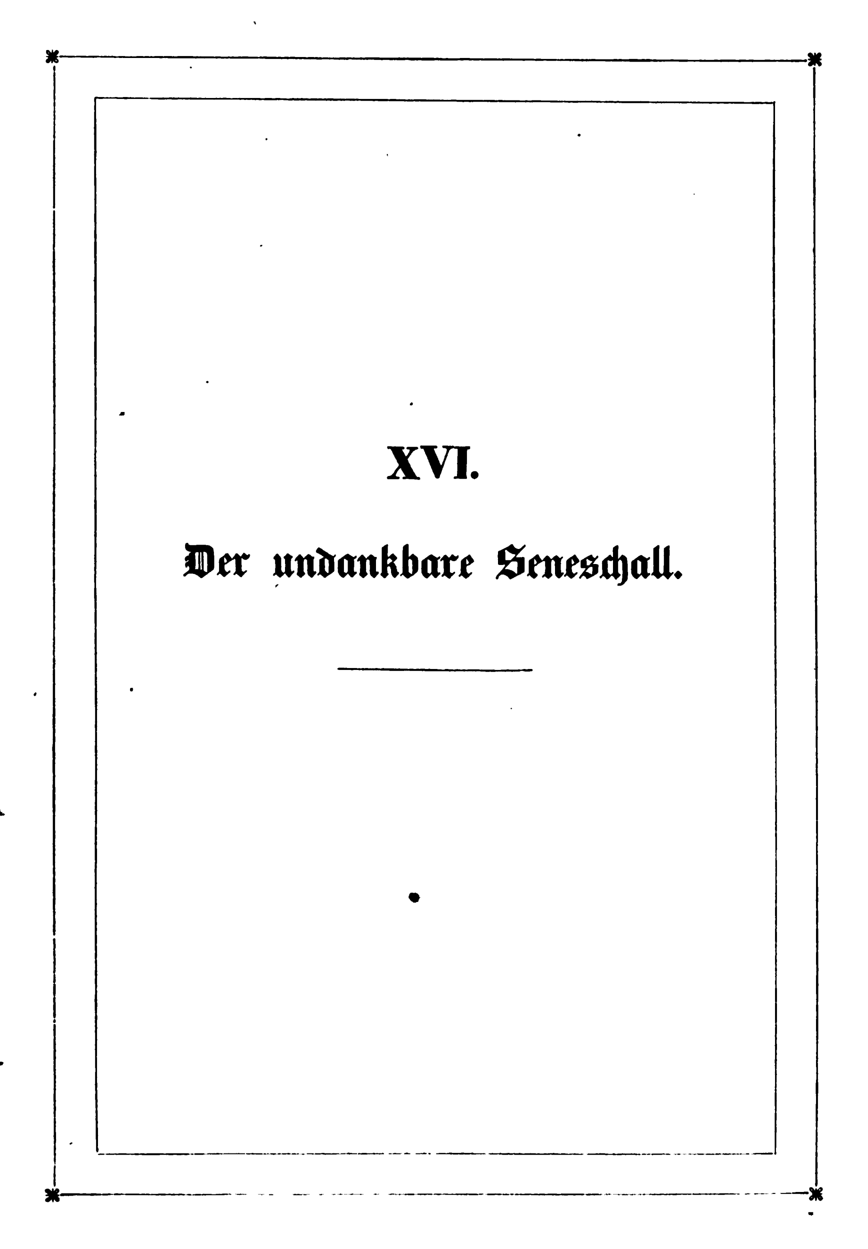
Hierauf trat sie getrost vor die Gefäße und sprach, zu dem ersten gewendet: „Du bist golden und kostbar — doch ich traue nicht dem äußern Scheine, er trügt so leicht — ich will mich vom äußern Scheine nicht betrügen lassen. — Auch will ich nicht wählen, was ich verdiene — ich bin ja nicht werth, des Kaisersohnes Gemahlin zu werden!" — Dich, goldenes Gefäß, wähle ich nicht!"

Hierauf trat sie vor das zweite Gefäß und sprach: „Auch Du glänzest und verheißest mir schimmerndes Glück. Die Natur begehrt nach Reichthum, Macht

und Ehre; meine Seele aber verlangt nach der Liebe meines Gemahls, sie allein ist mein Reichthum, meine Macht und meine Ehre! Dich, silbernes Gefäß, wähle ich nicht!"

Nun wendete sich Julia zu dem dritten Gefäß und sprach: „Du bist zwar weder reich noch kostbar, Du bist äußerlich schlicht und unscheinbar — aber Du giebst mir das Beste gewiß, denn Du verheißest mir, was mir Gott bestimmt hat — Dich, bleiernes Gefäß, Dich wähle ich!"

Da nahm Anselmus den Deckel von dem goldenen Gefäß, und siehe, es war voller Todtengebeine. Hierauf öffnete er das zweite, und siehe, es war mit Erde und Würmern gefüllt. Endlich zeigte er den Inhalt des dritten Gefäßes — und siehe, da glänzten die kostbarsten Edelsteine in allen Farben der Sonnenstrahlen. „Du hast, meine Tochter" — rief Anselmus — „klug gewählt. Schön ist Dein Antlitz, doch schöner noch ist Deine Seele. An Deiner Seite wird meinem Sohne wahres, dauerndes Glück erblühen. Heil Dir, Julius! Heil Dir, Julia! Nehmt und theilt in Liebe, was euch Gott bestimmt hat — nehmt und theilet bis an euer spätes Lebensende — Gottes reichsten Segen!"



XVI.

Der undankbare Seneschall.

Der Seneschall eines Königs war zwar der Nächste nach seinem Herrn, aber er dünkte sich noch mehr und mächtiger zu sein: er stellte sich dem Könige gleich. Nach dem Rath des Seneschall erließ der König seine Befehle, und so meinte der Seneschall, der That nach König zu sein.

Er liebte vor allem die Jagd, und somit hatte er Vorsorge getroffen, daß der nahe Wald nicht nur mit Hochwild, sondern auch mit wilden Thieren angefüllt würde. Die letzteren mehrten sich außerordentlich und machten bald nicht nur den Wald, sondern die ganze Gegend unsicher und gefahrvoll. Der Seneschall ließ daher Befehl ergehen, im Walde Gruben anzulegen, um die wilden Thiere zu fangen.

Er ritt eines Tags in den Wald, um zu sehen,

mie man seinem Befehle nachgekommen und ob immer noch eine Ueberfülle von wilden Thieren vorhanden sei. Indem er sich freute, wie Mensch und Thier ihm gehorchen müsse, und indem er sich hochfahrend über alle Großen des Reichs, ja selbst über den König erhob, trat sein Roß mit den Vorderfüßen auf die leichte, mit Blättern verhüllte Decke einer Grube; der Seneschall fiel mit dem Pferde hinein. Bald nach ihm stürzte ein Löwe, hierauf noch ein Affe und endlich eine Schlange in dieselbe Grube.

Ein Entkommen war unmöglich. Die Grube war weit ausgehöhlt und hatte eine enge Oeffnung. Fürchterlich und grauenerregend war für den Seneschall der Aufenthalt in der Grube. Glücklicherweise schien der Löwe von dem Sturze so betäubt, ebenso auch die Schlange, daß sie beide nicht auf die naheliegende Beute losgingen. Auch mochte der Löwe vermöge des Adels seiner Gesinnung nicht über die herfallen wollen, die mit ihm in dasselbe Verderben gestürzt waren. Dennoch überkam den Seneschall eine unendliche Angst und er fing an zu schreien, so laut er es vermochte. Und siehe, er rief nicht vergebens. An der Grube vorüber ging ein armer Mann, Guido mit Namen, um im Walde dürres

Holz zu suchen. Dieser hörte den Angstruf des Seneschall und näherte sich der Grube. Sogleich verhieß ihm dieser eine reichliche Belohnung, wenn er ein langes Seil herbeiholen und ihn aus diesem Orte des Schreckens befreien wollte.

Nach einer Stunde, welche dem Seneschall eine Woche däuchte, kam Guido zurück in den Wald zu der Grube. Kaum war das Seil herabgelassen, so sprang der Löwe an dasselbe und wurde hinaufgezogen. Guido wich erschrocken zurück; doch der Löwe wedelte freundlich mit dem Schweif, gleichsam um seine Dankbarkeit zu bezeigen, und lief sodann fort in den Wald.

Zum zweiten Male ließ Guido das Seil in die Grube. Alsbald bemächtigte sich der Affe desselben und wurde hinaufgezogen. Auch dieser lief hocherfreut um Guido umher, indem er sich bemühte, seinen Dank auszudrücken.

Zum dritten Male erschien das Rettungsseil in der Grube, doch sogleich schlang sich die Schlange um dasselbe und ließ sich emporziehen. Auch diese nickte dem Retter freundlich zu und verschwand sodann unter dem Laub und Moos des Waldes. Freudig athmete der Seneschall auf, als er sich von den wil-

den gefährlichen Thieren befreit und das Seil wieder herabkommen sah. Eiligst schlang er es um seinen Leib und ließ sich von Guido hinaufziehen, nachdem er das andere Ende des Seiles bereits um das Roß geschlungen hatte, um es sodann vereint mit Guido an das Licht des Tages zu befördern.

Nachdem die lange Arbeit dieser fünffachen Rettung gethan, von welcher die des Seneschall und seines Rosses die beschwerlichste gewesen war, schied der Seneschall von Guido, indem er sich auf das Roß schwang und seinem Retter mit ziemlich kurzen Worten versprach, ihm seinen Dank zu bezeigen, wenn er morgen in sein Schloß käme.

Guido kehrte spät Abends nach Hause. Seine Frau kam ihm sogleich entgegen mit der Frage nach dem Holze, das er gesammelt. Sogleich begann sie zu schelten, als sie seine leeren Hände sah, und klagte laut auf über die harte Herbstkälte. Guido suchte sie zu beruhigen, indem er ihr erzählte, wie er das Glück gehabt habe, den Seneschall aus der Grube zu retten, und wie dieser ihm eine reiche Belohnung versprochen habe. „Morgen“, rief Guido, „gehe ich in das Schloß und reich beladen kehre ich zu Dir zurück. Dann wirst Du mit mir zufrieden sein und Dich

freuen, daß ich kein Holz gesammelt, sondern den dankbaren Seneschall gerettet habe!"

Die Frau beruhigte sich und beide Gatten wärmten sich an der Hoffnung, welche ihr Herz erfüllte.

Am frühen Morgen des folgenden Tages machte sich Guido auf den Weg, um den Seneschall an sein Versprechen zu erinnern. Am Thore des Schlosses angekommen, bat er den Thorhüter, ihn bei seinem Herrn zu melden. „Was will der Bettler", rief der Seneschall, „schon am frühen Morgen? Es war seine Pflicht und Schuldigkeit, mich, den Nächsten nach dem Könige, zu retten — und dafür will er noch besondere Belohnung? Er mag sogleich nach Hause gehen und ruhig warten, bis ich ihm sende, was er verdient!" Guido glaubte nicht seinen Ohren trauen zu können, als ihm der Thorhüter die harte Rede seines Herrn berichtete. Er bestand darauf, daß der Hüter noch einmal meldete, wer den Seneschall zu sprechen wünsche. „Jage den Bettler mit der Peitsche von hinnen, wenn er sich nicht abweisen läßt!" donnerte der Seneschall. Als Guido eine solche Abweisung abermals für unmöglich, für unglaublich hielt und versicherte, daß er hier am Thore warten wolle, bis der Seneschall selbst komme — so

schwang der Thorhüter die Peitsche und schlug den armen Guido, bis dieser endlich bluttriefend sich entschloß, von seinem Vorhaben abzustehn.

Nur mühsam schlich Guido in sein Häuschen zurück. Da kam ihm sein Weib mit dem Esel entgegen; dieser sollte alle die Schätze tragen, welche ihr Mann von dem Seneschall erhalten. Als sie ihn von Ferne sah, meinte sie auch, er keuche und schleiche unter der Last der Schätze. Wie erschrak sie daher, als sie zu ihm kam und ihn ohne Schätze und dazu voll blutiger Striemen erblickte. Guido setzte sich auf den Esel, und seufzend und stöhnend kehrten die beiden argbetrogenen Ehegatten in ihre Wohnung zurück.

Am folgenden Tage ging Guido wieder wie gewöhnlich in den Wald, um dürres Holz zu suchen. Kaum hatte er denselben betreten, so erschrak er nicht wenig: denn er hatte die Axt vergessen — und so war es ihm nicht möglich, die dürren Aeste abzuschlagen. Indem er noch rathlos dastand, fiel ein dürrer Zweig zu seinen Füßen, und bald darauf ein zweiter und ein dritter Zweig. Verwundert blickte Guido zu dem freigebigen Baum empor — siehe, da war der Affe, den er aus der Grube gezogen, emsig bemüht, dürre Zweige abzubrechen und sie seinem Wohl-

thäter zuzuwerfen. Das dankbare Thier war unermüdlich und brachte einen ganzen Haufen dürres Holz zusammen, soviel, daß der Esel den ganzen Vorrath nicht forttragen konnte.

Am nächsten Tage ging Guido wieder in den Wald, da kam ihm auf einsamem Pfade ein Zug von zehn Eseln entgegen — und siehe, diese Esel wurden von einem Löwen getrieben. Der Löwe winkte mit der Tatze, daß Guido die Esel nach Hause geleiten möchte. Dieser folgte der erhaltenen Weisung und trieb die Thiere seinem kleinen Hüttchen zu. Der Löwe ging an seiner Seite wie ein treuer Hund und kehrte erst wieder um, nachdem er gesehn, daß alle zehn Esel sammt ihrem Gepäck glücklich in den Stall Guido's eingezogen waren. Der Löwe — es war derselbe, der in die Grube gefallen war — schied von seinem Wohlthäter mit freundlichem Schweifwedeln, gleichsam sich freuend, daß er seinem Retter sich hatte erkenntlich zeigen können.

Guido und seine Frau untersuchten sogleich die schweren Säcke; sie fanden darin aber kein Mehl und kein Korn, sondern Gold und Edelsteine. Wie versteinert blieb Guido's Weib vor den glänzenden Steinen stehn; Guido aber sprach: „Diese Esel ge-

hören gewiß einem reichen Kaufmann!" Er ließ es in allen Kirchen des Landes bekannt machen, daß ihm zehn Esel mit Gold und Edelsteinen zugelaufen wären; aber es meldete sich Niemand als Besitzer; ja mancher meinte gar, Guido sei ein Spottvogel, und man kam zu ihm, um die Esel zu sehen, die ihm Gold und Silber gebracht haben sollten. Guido ließ sich den Scherz gefallen, da er nicht nur die Esel, sondern auch das Gold und die Edelsteine sein eigen nennen konnte.

Guido war nun ein reicher Mann geworden. Mehr zu seiner Unterhaltung und um einer liebgewordenen Gewohnheit zu folgen, lenkte er eines Tags wieder seine Schritte dem Walde zu. Da kam ihm die Schlange, welche er einst aus der Grube gerettet, entgegen; sie blickte ihn gar freundlich an und ließ sodann in seine Hand aus ihrem Rachen einen Stein fallen, hierauf schlang sie sich um seinen Arm, gleichsam nm ihn zu liebkosen, und schied von ihm, indem sie sich noch oft umwandte und ihm mit freundlichen Blicken zuwinkte.

Guido betrachtete den Stein genauer: derselbe war rund wie eine Kugel und dreifarbig, weiß, schwarz und roth, und trug die Inschrift: „Wer mich besitzt, den mache ich überall beliebt." Guido trug

den Stein mit Freuden nach Hause und verwahrte ihn in einer Truhe.

Wohin er nun kam, da fand er überall offne Thüren und Herzen. Er stieg von Ehrenstelle zu Ehrenstelle am Hofe und wurde sogar Kriegsoberster im königlichen Heere. Der König zeichnete ihn vor allen seinen Dienern aus, so daß diese mit Neid auf diesen neuen Emporkömmling geblickt haben würden, wenn sie ihn nicht wegen seiner Bescheidenheit — und wegen des Zaubersteines hätten lieben müssen.

Der König bat einst den Kriegsobersten, ihm den geheimnißvollen Stein zu zeigen — und zu verkaufen. Guido erklärte sich bereit dazu, sagte ihm aber auch, daß der Stein nur dann bei ihm bleiben würde, wenn er einen angemessenen Preis dafür bezahlte. Der König zahlte ihm dreihundert Gulden und verschloß den Stein in ein goldnes Kästchen. Als aber Guido in sein Haus zurückkehrte, fand er den Stein wieder in seiner Truhe.

Der König ließ hierauf Guido wieder zu sich kommen und fragte ihn, wie er in den Besitz des Steins gekommen wäre. Guido erzählte nun Alles, was ihm im Walde begegnet wäre; welch schnöden Undank er bei dem Seneschall erfahren, und mit welcher Dankbarkeit ihn der Affe, der Löwe und die Schlange überschüttet hätten.

Da wurde der König sehr zornig. In seinem Zorn ließ er den Seneschall vor sich rufen und fuhr ihn hart an: „Du schlechter, undankbarer Mensch! Dich hat Guido aus Todesgefahr gerettet — und Du hast ihn dafür halbtodt peitschen lassen. Der Affe, der Löwe und die Schlange, diese heimtückischen, wilden und falschen Thiere haben Dich beschämt und edler als Du gehandelt. Wie wenige Tage werden vergehn — dann wirst Du auch alle meine Wohlthaten mit gleichem himmelschreienden Undanke vergelten!" Hierauf gab der König seinen Trabanten Befehl, den Seneschall zu ergreifen und ihn im Walde in eine Grube zu werfen.

Was der König befohlen hatte, wurde sogleich vollsteckt. So stürzte der Seneschall von seiner Höhe und starb vor Hunger in der tiefen Grube.

Guido trat nun in das erledigte Amt des Seneschall und führte die Leitung des Reichs zur Zufriedenheit des Königs und des Volks. Sein Anfang war immer Gerechtigkeit; sein Ziel war stets Menschenfreundlichkeit; überallhin begleitete ihn Bescheidenheit: so erwarb er sich die Liebe seines Fürsten und seines Volkes und erhielt den Beinamen: „Der Allbeliebte."

Druck von F. A. Brockhaus in Leipzig.

Berichtigungen.

S. 24, Z. 11 v. u., statt: Zorne, lies: Tone
„ 43, „ 8 v. u., statt: erhabenen, lies: erhobenen
„ 51, „ 4 und 3 v. u., statt: zum würdigen Empfange, lies: zur würdigen Feier
„ 102, „ 11 v. u., fehlt vor berechtigt: desto mehr
„ 103, „ 10 v. u., statt: Ansicht, lies: Absicht
„ 114, „ 7 v. u., statt: legte, lies: erlegte
„ 195, „ 2 v. o., statt: Zelle, lies: Priorei
„ 233, „ 11 v. o., statt: Ausland lies: Land

